6/1972 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN

ARMEE Rundschau

60

GROSSFAHNDUNG 5000.- MARK Belohnung!

38

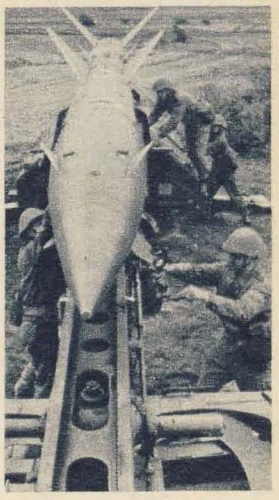
24

10

INHALT

12

4 Motorisiert und gut zu Fuß
10 Soldaten schreiben für Soldaten
12 Feuertaufe vor Madrid
16 Ein Stück Heimat
22 Anekdoten
24 Man nehme . . .
28 Postsack
32 Der Elefant neben der aufgehenden Sonne
38 Großfahndung
42 Militärtechnische Umschau
44 Mondstädte in Sicht
48 Streifengang mit Hindernissen
50 Angst
53 Buch/Film
54 Was macht ein Seemann, wenn . . .
60 Die Titel-ASG
60 Die Entbindung
70 Ein Regiment wechselt die Front
76 AR International
78 Aus der Singschule geplaudert
82 Von Bücherbord und Plattenteller
86 Typenblätter
90 Putsche am Pinchincha



16

50

54

90

70

Für den Urlaub meines Mannes hatte ich mir extra freigenommen. Doch umsonst. Wer nicht kam, war mein Mann.

Gisela Ahrensbach

Als Soldat auf Zeit diene ich drei Jahre. Da wollen wir uns die Stube etwas gemütlich machen. Dürfen wir das?

Unteroffizier Ingo Jahn

WAS IST SACHE

Eine unangenehme Geschichte. Der Urlaub war ausgemacht, geplant. Nichts schien den vier Tagen zu zweit entgegenzustehen: Sie, Frau Gisela, hatten die Schicht getauscht, damit nur ein Tag auf das Urlaubskonto geht. Waren einkaufen, schnell auf einen Sprung bei der Friseuse, hatten Theaterkarten für den Sonnabend besorgt. Und saßen nun da und warteten. Doch weder kam Ihr Mann am Donnerstag, wie er brieflich angekündigt hatte, noch am Freitag oder Sonnabend. Enttäuschung, Ärger, Betrübnis. Nur das? Nein. Da waren auch Fragen, sorgenvolle Gedanken: Was wohl geschehen sein mochte, ob er möglicherweise krank geworden war oder wo sonst die Gründe dafür liegen könnten, daß der Urlaub ins Wasser fallen mußte.

Ich kann sehr gut verstehen, wie Ihnen zumute gewesen ist.

Wiedersehen im Eimer! Die ganze Aufregung mit dem Schichttausch umsonst! Ein Urlaubstag flöten, für nichts und wieder nichts! Unnötige Geldausgaben! Für wen der „neue" Kopf?

Also schreiben Sie:

„Bisher dachte ich immer, gerade bei unserer Armee gäbe es eine mustergültige Planung, Ordnung und Organisation – eine, auf die man sich verlassen kann."

Prinzipiell, Frau Gisela, stimmt es schon mit der Planung und Ordnung und Organisation in der Armee, selbst wenn es noch einiges zu verbessern gilt. Dennoch kann gerade bei der Armee manches Unvorhergesehene dazwischenkommen. Weil nämlich auch das „eingeplant" ist und sein muß. Denn: Den Soldaten auf die Erfüllung seiner militärischen Pflichten vorbereiten, das heißt auch, ihn so zu erziehen und auszubilden, daß er stets gefechtsbereit ist. Die Verantwortung für den militärischen Schutz des Sozialismus und die Abwehr einer imperialistischen Aggression zwingt uns also, immer auf dem Sprung zu sein. Deshalb plötzliche Alarme, überraschende Überprüfungen der Gefechtsbereitschaft oder nicht auf dem Wochendienstplan der Kompanie stehende militärische Maßnahmen. Deshalb die strenge Sitte, daß jederzeit soundsoviel Armeeangehörige bei der Truppe sein müssen; folglich können dringende Kommandierungen oder ein hoher Krankenstand selbst den Urlaubsplan manches nicht unmittelbar davon Betroffenen gefährden ... Daraus ergibt sich, daß Urlaubsanträge selten mehrere Wochen im voraus genehmigt werden können. Jedoch legt die Dienstvorschrift fest, daß das Ja oder Nein spätestens am Vortag des geplanten Urlaubsantritts gesprochen werden muß – damit eben die Familienangehörigen noch benachrichtigt werden können und nicht vergeblich warten. Da ja aber am Urlaubstermin des Soldaten auch Dispositionen dranhängen, die – wie bei Ihnen mit dem Schichttausch und dem Freinehmen von der Arbeit – die Ehefrau oder die Familienangehörigen zu treffen haben, sollte sich jeder Vorgesetzte um eine möglichst frühe Entscheidung bemühen.

Die Kaserne, und darin Ihre 3-Mann-Unteroffiziersstube, ist Ihnen für mehrere Jahre ein Zuhause. Und da möchte man nicht allein auf das einheitliche Armee-Mobilar angewiesen sein, sondern noch etwas Eigenes hinzugeben. Eigenes im doppelten Sinn: Dinge, die dem Zimmer ein eigenes Gesicht geben, und die zugleich Eigentum der Bewohner sind.

Sie und Ihre beiden Zimmergenossen sind sich bereits einig geworden, was Sie sich gemeinsam anschaffen wollen: Blumige Gardinen am Fenster, ein Hängeregal für die Bücher und ein paar Souvenirs von Waffenbrüderschaftsbegegnungen mit den sowjetischen Genossen, eine hübsche Tischdecke, an der Wand eine Reproduktion von Gauguin und zwei Grafiken mit Soldatenmotiven. Dazu soll Ihr Radio kommen und auf den Nachttischen die Fotos der Bräute.

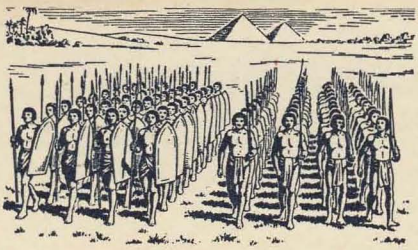
Ja, was eigentlich sollte Ihrem Vorhaben noch entgegenstehen?

Die zur DV 010/0/003 gehörende Stubenordnung nicht, weil sie die Verschönerung der Unterkünfte mit eigenen Mitteln ermöglicht und z. B. Rundfunkgeräte in den Unteroffiziersstuben ausdrücklich gestattet. Bliebe also nur noch, das Projekt dem Kompaniechef vorzutragen und mit ihm zu beraten. Und natürlich das Einkaufen und Einrichten! Dabei wünsche ich Ihnen ebensoviel Freude wie in Ihrem neugestalteten Zimmer. Die schöneren, kulturvolleren vier Wände werden Ihnen sicher neue Kraft geben für die vorbildliche Erfüllung Ihrer Kommandeursaufgaben als Gruppenführer.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur



Einen langen Weg durch die Entwicklungsgeschichte der Waffengattungen legten die heutigen Schützentruppen zurück. Über viele Jahrhunderte. Sie marschierten im losen Haufen, im Geviert, mit Tempo 75 und 114. Oftmals wechselten sie ihr Schrittmaß. Immer wenn die Technik zu Veränderungen in der Bewaffnung und damit in der Kampfweise führte. Infanterie – Fußvolk, hießen sie landauf, landab. „Königin" der Waffen war ihr Beiname. Die mot. Schützen von heute sind die Nachfolger der alten Infanterie, eine Waffengattung mit völlig neuer Qualität. Sie sind . . .

Motorisiert und gut zu Fuß

Die Zahl der Liter Schweiß, mit denen die Übungsplätze getränkt sind, ist Legion, die durchgelaufenen Stiefelsohlen sind unzählbar. Der Muskelkater in den Beinen, gäbe es ihn in Gestalt, wäre ein urzeitliches Riesenvieh. Überall, wo mot. Schützen marschieren, rennen, springen und stürmen, ist die Strapaze dabei.

Also sind mot. Schützen doch „Fußlatscher", bessere Infanterie? Nein, diese „Fakten" bilden nicht die Qualitätsmerkmale ihrer Waffengattung! Nicht umsonst lautet die Überschrift zu diesen Zeilen: Motorisiert und gut zu Fuß.

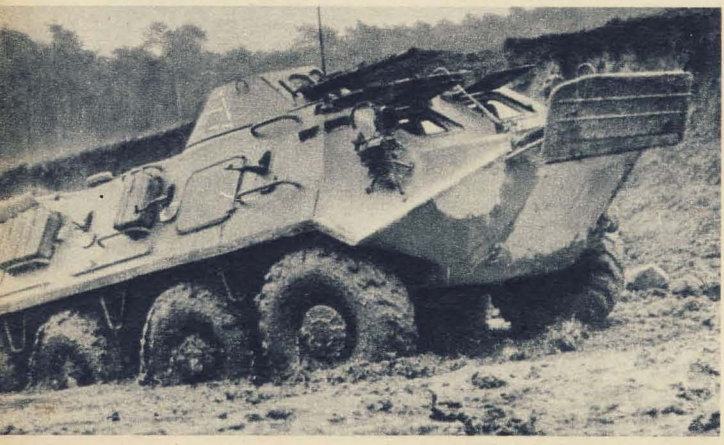
Das Gefecht zwingt sie dazu, auch unter modernen Verhältnissen zu Fuß kämpfen zu müssen. Deshalb wird die Kampfordnung oft gewechselt. Eben noch auf dem SPW aufgesessen, den Gegner mit dem Feuer der Maschinenwaffen niederhaltend, greifen sie ihn wenig später im Laufschritt an. Unter dem Feuerschutz der Bordwaffen des SPW und gemeinsam mit den Panzern werfen sie ihn aus seinen Stellungen. Die mot. Schützen vollenden im Zusammenwirken mit den anderen Waffengattungen die Vernichtung des Gegners, besetzen sein Territorium und halten es. Das ist die allgemeine Rolle, die sie im modernen Gefecht spielen.

Die mot. Schützentruppen der sozialistischen Armeen entwickelten sich aus den einstigen Infanterieverbänden. Im Verlauf der Revolution im Militärwesen wurden sie zu einer universellen Waffengattung, die mit der Infanterie nichts mehr gemeinsam hat und auch nicht als reine Schützentruppe bezeichnet werden kann. Sehen wir uns dazu einige Vergleichszahlen an.

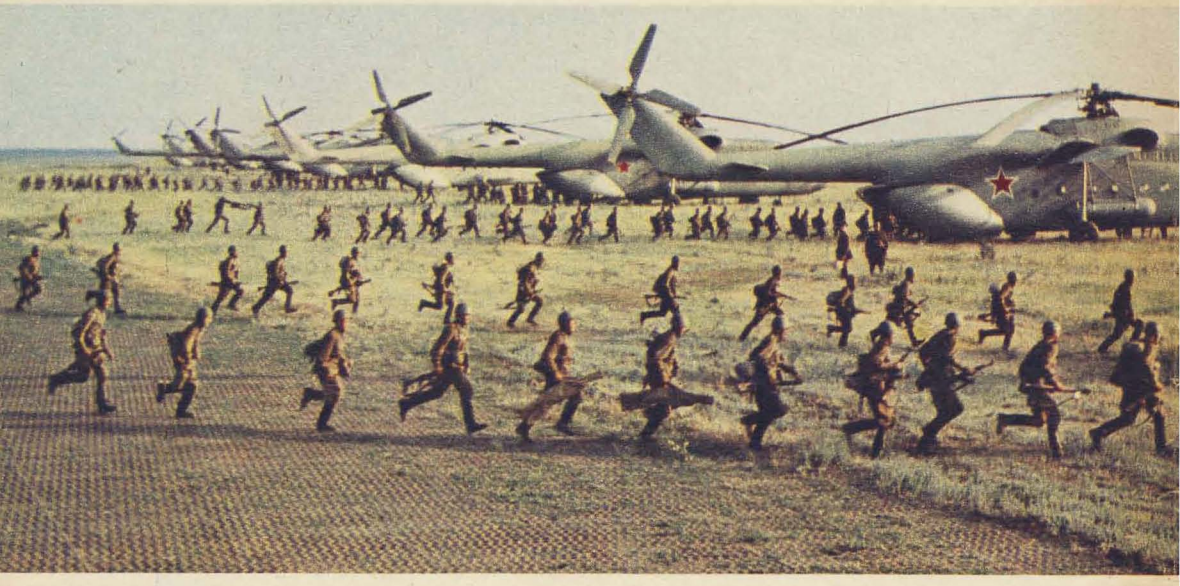
Noch vor reichlich 50 Jahren, am Ende des ersten Weltkrieges, bestand eine Infanteriedivision zu 80 bis 90 Prozent aus reinen infanteristischen Kräften, aus Fußtruppen. Sie besaß keine Panzereinheiten und hatte nur rund 10 Prozent Spezialtruppen (darunter sind Nachrichten- und Pioniertruppen zu verstehen). Im zweiten Weltkrieg sah dieses Bild bereits anders aus. Jetzt betrugen die Infanteriekräfte einer Division nur noch zwischen 40 und 50 Prozent der Stärke. Der

Wirkungsvolle Abwehrmittel gegen Panzer sind die rückstoßfreien Waffen – Geschütze und Panzerbüchsen. Sie durchschlagen alle gebräuchlichen Panzerungen (links). Per SPW und per pedes müssen die mot. Schützen gleichermaßen gut zu kämpfen verstehen.

andere Teil setzte sich hauptsächlich aus Spezialkräften zusammen. Während des Krieges veränderte sich diese Struktur weiter in Richtung des mechanisierten Verbandes, der in den Nachkriegsjahren die allgemeine Form der Schützentruppen wurde. Heute sieht die Zusammensetzung einer mot. Schützendivision in den sozialistischen Armeen so aus: 35 bis 40 Prozent mot. Schützeneinheiten, alles andere sind spezielle Truppen wie Artillerie / Raketentruppen, Panzer, Nachrichten- und Pioniertruppen sowie verschiedene Dienste. Damit ist, zumindest in Zahlen, die Universalität der mot. Schützentruppen veranschaulicht. Diese Struktur ermöglicht selbstverständlich den vielseitigen Einsatz. So handeln mot. Schützeneinheiten auch selbständig bei taktischen Aufgaben, beispielsweise zur Aufklärung. In diesem Zusammenhang ist ihre hohe Beweglichkeit zu nennen. Mit ihren Gefechtsfahrzeugen können sie schnell weite Räume und selbst Wasserhindernisse aus der Bewegung überwinden. In zunehmendem Maße wächst auch der Lufttransport. Es ist nicht mehr das Privileg der Fallschirmjäger, mit Transportflugzeugen und Hubschraubern ins Gefecht geflogen zu werden. Heute ist das für jede mot. Schützenkompanie möglich.



Greifen wir noch einmal zu einem Zahlenvergleich. Nehmen wir das Jahr 1939 als Ausgangspunkt, so ergibt sich folgendes Bild: Die heutige sowjetische mot. Schützendivision übertrifft eine Schützendivision von damals bei automatischen Waffen um das Dreizehnfache, bei gepanzerten Transportfahrzeugen bzw. SPW um das 37fache, an Panzern hat sie 16mal und an Nachrichtenmitteln fünfmal mehr. Daß die mot. Schützentruppen der sozialistischen Armeen einen Motorisierungsgrad von 30 PS je Mann aufweisen, ist allgemein bekannt. Hinter diesen Fakten stehen



handgreifliche materielle Mittel – hochentwickelte Schützenwaffen, wirksame Panzerabwehrmittel, ausgezeichnete Gefechtsfahrzeuge, Feuerkraft. Mehrere MPi, ein IMG, eine Panzerbüchse in nur einer Schützengruppe! Dazu die Bewaffnung des SPW. Die Feuerdichte dieser Waffen ist mit der einer mit Gewehren bewaffneten Gruppe nicht zu vergleichen.

Die Schützenpanzer, meist sowjetische Konstruktionen, verfügen über hervorragende Gefechtseigenschaften. Sie sind schwimmfähig, bieten Schutz vor Massenvernichtungsmitteln und können außer im Hochgebirge in jedem Gelände operieren. Ihre Bordbewaffnung, ein IMG sowie ein überschweres MG, ermöglicht die wirksame Bekämpfung leicht gepanzerter Fahrzeuge und der Kräfte hinter Deckungen. Der Aktionsradius gestattet die schnelle Verlegung und Manöver über weite Entfernungen. Des weiteren sind unsere SPW geeignet, das Tempo der Panzer mitzuhalten, so daß auch die mot. Schützeneinheiten ein hohes Angriffstempo erreichen.

Wie der Klassengegner die sowjetischen SPW-Konstruktionen

Sowjetische Waffenbrüder im Manöver. Die schweren Hubschrauber Mi-6 nehmen ganze Kompanien mot. Schützen auf, um sie überraschend ins Gefecht zu fliegen (oben). Darunter: Eine wahre Kampfmaschine ist der neue sowjetische Vollketten-SPW mit Kanone und Raketenstarter. Rechts: Seelandeübung der Marine-„Infanterie" der polnischen Armee. Schwimm-SPW landen an.

einschätzt, läßt sich an der Tatsache ablesen, daß er seine mechanisierten Infanterieverbände bzw. Panzergrenadiereinheiten mehr und mehr mit Schützenpanzern ausstattet, die in Form und Parametern den unseren „nachempfunden" sind.

Im Kampf gegen Panzer werden die mot. Schützen mit ihren rückstoßfreien panzerbrechenden Waffen ernste Widersacher der Kampfwagen. Die Hohlladungsgranaten dieser leichten Geschütze und der Panzerbüchsen durchschlagen jede Panzerung.

Somit erzielten die mot. Schützentruppen auch militärtechnisch eine völlig neue Qualität. Ihre neuen qualitativen Merkmale sind:

Die Vollmotorisierung. Sie ist das auffallendste Merkmal der technischen Entwicklung. Die Gefechtsfahrzeuge nehmen immer mehr den Charakter hochbeweglicher Kampfmaschinen an. Das treffendste Beispiel dafür ist der neue SPW der Sowjetarmee und anderer sozialistischer Streitkräfte, (erstmals beim Manöver „Dnjepr" vorgestellt) der den äußeren Formen nach fast als leichter Panzer anzusprechen ist. Seine Kanonen- und Raketenbewaffnung weist ihn als besonders feuerstark aus. Brachte es die Infanterie der Vergangenheit auf ein Marschtempo von 60 bis 80 km an einem Tag, so legen die mot. Schützen heute mit ihren SPW 30 bis 40 km in der Stunde zurück.

Das zweite wichtige Merkmal der neuen Qualität der mot. Schützentruppen ist ihre Ausrüstung mit neuer Bewaffnung und Technik. Sie ermöglicht es, den Schlag gegen den Gegner hauptsächlich mit dem Feuer moderner Waffen zu führen. Feuerkraft und Tiefe des Feuerschlages wuchsen beachtlich. Betrug die Masse der Granaten bei einem Feuerüberfall 1939 nur 1 700 kg, so sind es gegenwärtig 53 000 kg.

Und schließlich gehören zu den qualitativen Merkmalen die moderne Struktur und Gliederung der mot. Schützenverbände, die sie zur universellen Waffengattung machen. In den mot. Schützen sind faktisch mehrere Waffengattungen und Spezialtruppen miteinander verschmolzen. Somit verfügen die mot. Schützen über hohe Beweglichkeit sowie Feuer- und Stoßkraft.

Damit ist auch die Rolle des Menschen, des Einzelkämpfers, auf eine qualitativ neue Stufe gehoben worden.

Die stets weiter entwickelte und vervollkommnete Kampftechnik, die neuen Waffensysteme, verlangen neues taktisches Wissen, ingenieurtechnische Kenntnisse und neue Methoden der Ausbildung. Die Führung eines solchen hochmobilen Truppenteils verlangt hohes politisches und militärisches Wissen, Disziplin, Übung, Entschlußkraft, Verantwortungsbewußtsein und Urteilsvermögen. Die wichtigste Kraft jeder Waffengattung sind die Menschen, die die technischen Mittel führen und einsetzen. Sie sind es, die ihre Waffen im Interesse der Macht der Arbeiterklasse anwenden.

In diesem Sinne sind auch die mot. Schützentruppen der weiteren ständigen Vervollkommnung unterworfen. Ihre derzeitige und die kommende Kampftechnik wird in den Händen politisch und militärisch gestählter Soldaten eines der wichtigsten Instrumente für den Sieg über jeden aggressionslüsternen Gegner sein.

Oberstleutnant K. Erhart

Soldaten schreiben für Soldaten

An der Garderobe

Meister Naumann und Maat Lange,
die sich gegenseitig stützen,
denen unterläuft ein Fehler.
Sie vertauschen ihre Mützen.

Diesen Fehler jener beiden
hat ihr Kommandant gesehen,
der, begleitet von der Gattin,
eben will nach Hause gehen.

Er setzt sich der Gattin Hütchen
auf den eignen Kopf entschlossen
und spricht lächelnd zu den beiden:
Guten Heimweg noch, Genossen.

Sie verharren höchst verwundert.
Naumann flüstert: Kaum zu glauben.
Ziemlich voll ist er, das sollten
wir uns beide mal erlauben.

Erster Besuch in Uniform

Meine gute Tante Elli,
die trägt eine Brille.
Und außerdem ist sie
von körperlicher Fülle.

Als ich erstmals Urlaub hatte,
wollt' ich sie besuchen.
Denn keiner bäckt wie sie
den Mohn- und Streuselkuchen.

In Uniform stand ich vor'm Haus.
Die Tante sah mich an
und fragte interessiert:
Sie wünschen, junger Mann?

Stabsmatrose d. R. Karl Artelt

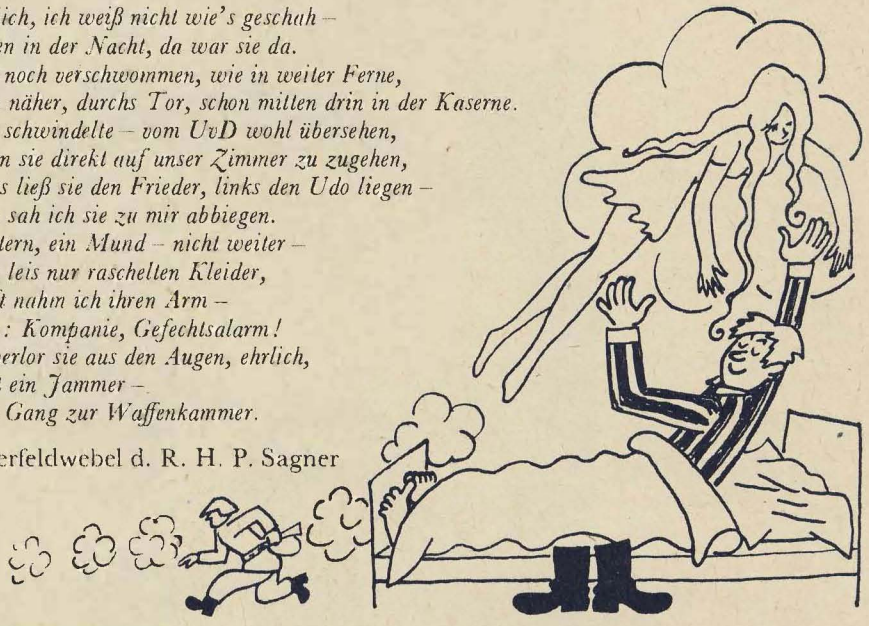
Die Versetzung

Vor einiger Zeit machten sich in einem Truppenteil Versetzungen von Offizieren notwendig. Da alle verheiratet waren, entschloß sich der Kommandeur, mit jedem eine Aussprache zu führen. Bei dem größten Teil verlief diese Aussprache auch nach seinem Wunsch. Anders bei einem jungen Oberleutnant. Dieser wollte absolut nicht verstehen, daß seine Versetzung notwendig war. Der Kommandeur, dessen Zeit bemessen war, stellte ihm darum die Frage: „Na, Genosse Oberleutnant, warum wollen Sie aus Ihrer alten Dienststelle nicht versetzt werden?" Die Antwort des jungen Offiziers war einleuchtend. Er erklärte, daß er sich eingelebt habe und ihm vor allem der schöne Wald so gut gefalle. Der Kommandeur erläuterte daraufhin, daß auch in seiner neuen Dienststelle viel Wald sei und er sich bestimmt gut einleben werde. Ein Schmunzeln überzog das Gesicht des Oberleutnants, und er antwortete: „Genosse Kommandeur, *diesen* Wald kenne ich gut, denn dort habe ich vor ein paar Jahren meine Frau kennengelernt!" So fand auch seine Versetzung statt.

Träumerei

Ehrlich, ich weiß nicht wie's geschah –
mitten in der Nacht, da war sie da.
Erst noch verschwommen, wie in weiter Ferne,
dann näher, durchs Tor, schon mitten drin in der Kaserne.
Mir schwindelte – vom UvD wohl übersehen,
schien sie direkt auf unser Zimmer zu zugehen,
rechts ließ sie den Frieder, links den Udo liegen –
dann sah ich sie zu mir abbiegen.
Flüstern, ein Mund – nicht weiter –
ganz leis nur raschelten Kleider,
Sanft nahm ich ihren Arm –
dann: Kompanie, Gefechtsalarm!
Ich verlor sie aus den Augen, ehrlich,
es ist ein Jammer –
beim Gang zur Waffenkammer.

Unterfeldwebel d. R. H. P. Sagner



Kindermund

Es war nach einer schweren Übung. Der Kommandeur entschloß sich, nach Hause zu gehen. Er befahl dem OvD, ihn um 17.00 Uhr abholen zu lassen. Der Kraftfahrer war pünktlich zur Stelle. Er klingelte an der Haustür und wartete. Es erschien aber nur der Sohn des Kommandeurs.

„Mein Vater schläft noch, du kannst wieder abfahren", erklärte er schüchtern dem Kraftfahrer. Dieser, gewohnt, Befehle gewissenhaft auszuführen, erkundigte sich, wer denn das gesagt habe. „Mein Vater", war die Antwort des Jungen.

Die Fahrt fand nicht statt

Es war an einem heißen Sommertag. Alle Genossen des Stabes hatten unter der sengenden Hitze zu leiden. Besonders auch deshalb, weil sich der Furier nicht rechtzeitig mit erfrischenden Getränken eingedeckt hatte. Der Vergeßliche wollte das wieder gut machen, faßte sich ein Herz und bestürmte den OvD, einen jungen Leutnant, ihm ein Fahrzeug zu geben. Es sollte aus der nächsten Ortschaft Brause geholt werden. Der OvD ließ sich auch erweichen, setzte jedoch nicht den verantwortlichen Offizier des Stabes davon in Kenntnis. Als nun das Fahrzeug nach einiger Zeit zurückkehrte, sah es der verantwortliche Offizier als erster. „Genosse Kraftfahrer", rief er, „wo waren Sie mit dem Fahrzeug?"

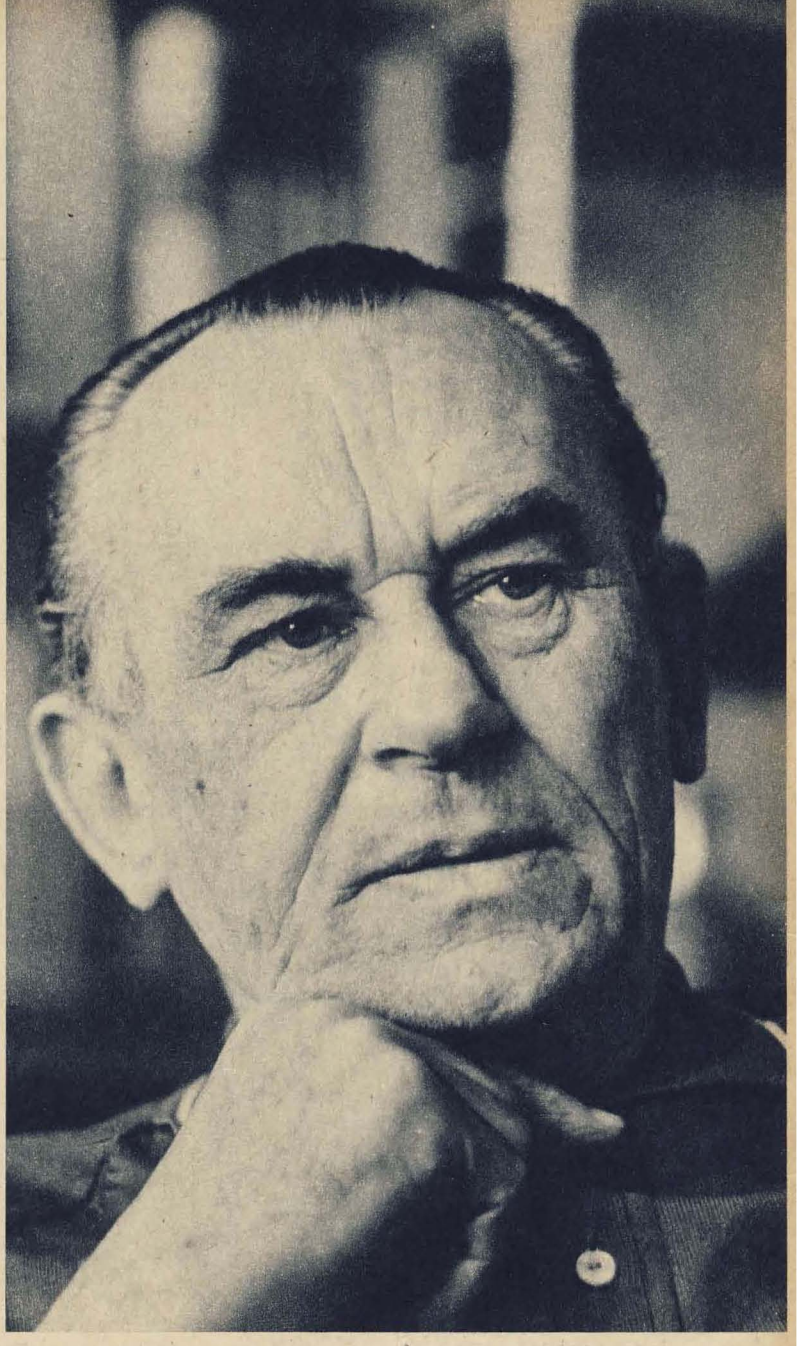
„Brause holen, Genosse Hauptmann!" antwortete prompt der Kraftfahrer. „Und wer hat die Fahrt genehmigt?" bohrte er weiter. Ohne zu überlegen gab der Kraftfahrer zur Antwort: „Genosse Hauptmann, wir haben doch gar keine Brause bekommen!"

Frühzündung

Am 30. Dezember herrschte Ruhe im Stab. Der Kommandeur führte eine Besprechung durch. Da – ein Knall! Der OvD bekam den Befehl, die Ursache zu erforschen. Sekunden später stand der Übeltäter schon vor dem Kommandeur. „Genosse Soldat, wissen Sie, warum Sie das nicht dürfen – das mit dem Knallfrosch?" fragte streng der Kommandeur.

Schuld- und selbstbewußt antwortete der Soldat: „Jawohl, Genosse Major, weil heute noch nicht Silvester ist!"

Major K. H. Meske



Feuertaufe

Der Kommunist Richard Staimer war einer der 5000 deutschen Antifaschisten, die das spanische Volk in seinem Freiheitskampf gegen den faschistischen Militärputsch mit der Waffe in der Hand unterstützten. Er kämpfte an der Seite von Hans Beimler, Ludwig Renn und Heinrich Rau. Zuerst als Politkommissar eines Zuges, später als Kommandeur des „Thälmann"-Bataillons und der XI. Internationalen Brigade. Der Generalmajor a. D. unserer Nationalen Volksarmee, oft auch Gast im Traditionskabinett des „Hans-Beimler"-Truppenteils, erzählte uns von seiner

vor MADRID

Am 30. Oktober 1936 überquerten wir die spanische Grenze. Im Abteil wurde es auf einmal dunkel wie im Theater, wenn die Vorstellung beginnt. Dann ging der Vorhang auf: Der Zug kam aus dem Tunnel heraus, wir waren in Spanien. Der Anblick, der sich jetzt uns bot, hatte tatsächlich etwas von der Szenerie eines Theaters – das in Grün gebettete Städtchen mit den spielzeugkleinen Häusern, die silberglänzende Fläche des Mittelmeeres, die großartige Dekoration der schneebedeckten Pyrenäengipfel. Aber die Idylle täuschte, der Krieg war auch schon hierher gelangt. Bombentrichter am Bahnhof, zerstörte Häuser – italienische und deutsche Flugzeuge hatten in dem kleinen Kurort Portbou ihre Visitenkarte hinterlassen.

Dann kam Barcelona, ebenfalls nur als kurze Zwischenstation. Im Hotel „Colonne" hatten wir uns beim Vertreter der KPD in Spanien zu melden. Der Posten vor der massiven Glastür strahlte, als ich mich auf den Namen Hans Beimler berief. „Oh, Hans Beimler – buena camarada! Kommen Sie!"

Ich kannte Hans persönlich von zu Hause. 1928 hatte er anläßlich eines großen Aufmarsches des Rotfrontkämpferbundes in Nürnberg bei mir gewohnt. Erfreut schüttelten wir uns nun die Hände: „Mensch, Richard, wer hätte das gedacht, daß wir uns in Spanien wiederbegegnen?"

Schon am nächsten Tag ging's weiter nach Albacete, wo die Internationalen Brigaden zusammengestellt wurden. Die XI. kämpfte bereits vor Madrid. Jetzt wurde die XII. aufgebaut. Deutsche, Österreicher, Schweizer, Polen und Freiwillige aus den Balkanländern bildeten das „Thälmann"-Bataillon. Sein Kommandeur war Ludwig Renn. Als Genosse mit politischer Erfahrung wurde ich Kommissar in einem Zug. Noch ging vieles durcheinander. Wir wollten kämpfen, aber es begann weder die Ausbildung noch wurden wir an die Front geschickt. Endlich, am 10. November, bekamen wir Waffen, und noch am gleichen Tag verließ unser Bataillon Albacete. Ging es schon in den Kampf? Ohne gründliche Ausbildung? Viele hatten noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt. „Ja, Jungs, Franco läßt uns nun mal keine Zeit für lange Vorbereitungen", sagte Ludwig Renn, „wir werden an der Front gebraucht." Beim sogenannten Universitätsstädtchen, einem Vorort Madrids, lösten wir das „Edgar-André"-Bataillon ab. Die harten Abwehrkämpfe hatten es schon arg dezimiert, aber die Kämpfer hatten ihre Stellung, deren Zentrum ein ehemaliger Gutshof war, tapfer gehalten. Diese Ansammlung schmutzigweißer, einstöckiger Gebäude ist in die Geschichte des „Thälmann"-Bataillons als „Das Weiße Haus" eingegangen.

Hier mußten wir Neuankömmlinge unsere Feuertaufe bestehen.

Das „Weiße Haus" stellte eine wichtige Schlüsselposition an diesem Frontabschnitt dar. Von hier aus beherrschte man die Straße zur San-Fernando-Brükke, die Haupteinfahrt zum Zentrum Madrids. Wir kamen gleich ins dickste Schlamassel hinein. Es blieb uns wenig Zeit, unsere Stellungen zu beziehen und zu befestigen, denn die Faschisten hatten Artillerieverstärkung erhalten. Eine in der Nähe krepierende Granate war das erste beunruhigende Zeichen, daß der Feind begann, sich auf unsere Stellungen einzuschießen. Sein Ziel war besonders der Komplex des „Weißen Hauses". Das Dach des rechten Flügels bekam den ersten Treffer, in der Mauer

Richard Staimer (l.) und Heinrich Rau in Spanien.

gähnten schon große Breschen. Wir hatten die ersten Toten und Verletzten zu beklagen.

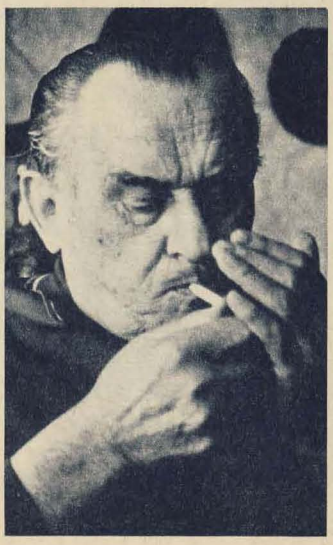
„Sie greifen an!" rief plötzlich Werner, ein junger Hamburger Arbeiter, und wies zu der Niederung vor dem „Weißen Haus" hinüber. Die Angreifer mußten über offenes Gelände. Sie glaubten wohl, ihr Artilleriefeuer habe uns schon klein gekriegt. Aber mit gutgezielten Feuerstößen zwangen Werner und die anderen MG-Schützen die Faschisten in ihre Gräben zurück. Das war natürlich noch nicht das Ende des Angriffs. Langsam wie Schildkröten kamen jetzt italienische Kleinpanzer aus dem Tal hervorgekrochen. Es wurde brenzlich. Um die Panzer wirksam zu bekämpfen, genügten unsere Maschinengewehre nicht. Die Panzer kamen ziemlich dicht an unsere Stellungen heran und feuerten wie wild auf die Fenster und Barrikaden, hinter denen unsere MG-Schützen lagen. Gedeckt durch die Panzer kamen auch die feindlichen Infanteristen wieder, unsere MG-Schützen ließen sich jedoch nicht einschüchtern und leisteten ganze Arbeit. In panischer Unordnung fluteten die Angreifer abermals zurück. Aber die gepanzerten Schildkröten blieben und feuerten immer noch. Unsere Kugeln prallten wie Erbsen von ihnen ab. Immer mehr Genossen fielen. Die Mauern der Gebäude boten keinen zuverlässigen Schutz mehr. Das Dach fing an zu brennen. Heiße Asche, glühende Balken fielen herunter. Unsere Situation wurde fast unerträglich. Aber immer noch hielten wir mit den Maschinengewehren die erneut vorrückende feindliche Infanterie in Schach. Die Kleinpanzer waren inzwischen so dicht herangekommen, daß wir endlich wenigstens Handgranaten auf sie werfen konnten. Janko, ein serbischer Jungkommunist, sprang aus dem Fenster und schleuderte ein Bündel Handgranaten auf den Panzer, der in das Nachbarfenster schoß. In Sekunden stand er in Flammen.

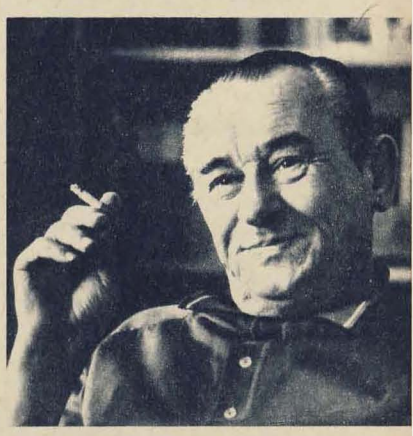
Das für den zweiten Kampfwagen bestimmte Handgranatenbukett fiel Janko aus der Hand, eine MG-Garbe hatte ihn durchsiebt. Jankos Heldentat konnte den Ausgang des Kampfes nicht mehr beeinflussen. Kämpfend zogen sich die letzten Kameraden aus dem „Weißen Haus" zurück. Doch der Gegner folgte uns nicht. Er hatte zu große Verluste erlitten und sah sich offenbar gezwungen, von einem weiteren Vorrücken Abstand zu nehmen. Am Fuße eines Hügels bezogen wir neue Stellungen. In fieberhafter Eile hoben wir die Gräben aus. Aus der Schlucht tauchten die ersten Kolonnen der Kompanie unseres Bataillons auf, die bei der San Fernando-Brücke in Reserve gelegen hatte. Ludwig Renn erläuterte den frisch hinzugekommenen und ausgeruhten Genossen ihre Kampfaufgabe: „In einer Viertelstunde müssen wir das ‚Weiße Haus' wieder angreifen. Wir dürfen den Faschisten keine Zeit lassen, sich zu verschanzen."

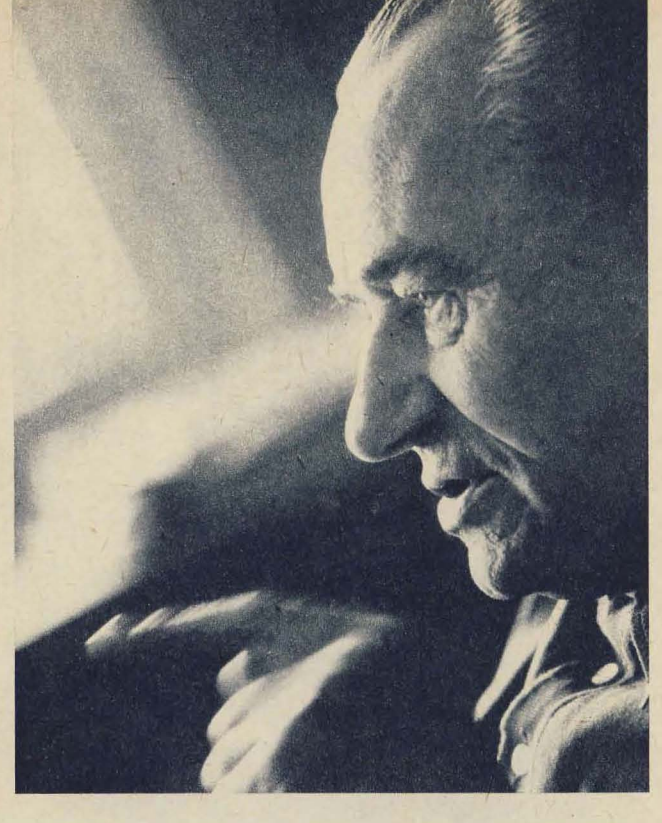
Der Gegner hatte tatsächlich einen so schnellen Gegenangriff nicht erwartet. Er wurde völlig überrumpelt. Binnen dreißig Minuten war das Haus mit allen Nebengebäuden wieder in unserer Hand. Aber die in ihre Ausgangsstellungen zurückgekehrten Faschisten erhielten sofort weitere Verstärkungen und griffen erneut an. Trotz größter Tapferkeit und Selbstaufopferung konnte das Haus nicht gehalten werden. Die Übermacht war zu groß.

Um Mitternacht traf aus dem Brigadestab ein neuer Befehl ein: Erneuter Angriff um sieben Uhr, Unterstützung durch Artillerie und acht Panzer!

Um halb sieben machten wir uns bereit. An den Boden gepreßt erwarteten wir die versprochene Artillerievorbereitung. Es wurde halb acht. Immer noch schwiegen die Geschütze. Aus dem über dem Hügel liegenden Ne-







belstreifen tauchte die Gestalt eines Offiziers der republikanischen Armee auf. Er meldete unserem Kommandeur: „Eine Abteilung mit sieben Panzern zu Ihrer Verfügung." Endlich! Wir begannen mit dem Angriff auch ohne die Artillerie. Die Vorbereitung übernahmen die Panzerkanonen. Dann sprang als erster Willi Wille aus dem Graben, die Soldaten seines Zuges folgten ihm. Die Panzer stießen aus ihrer Deckung vor, holten die Angreifenden ein und überschütteten die Maschinengewehrnester des Gegners mit einem Trommelfeuer, bis diese endgültig schwiegen.

„Handgranaten bereithalten!" erklang die heisere Stimme von Gustav Kern. Wir standen wieder vor dem Gutshof. Die gleichzeitig an mehreren Stellen aufsteigenden Rauchsäulen und Staubwolken zeigten, daß die Soldaten diese Aufforderung richtig verstanden hatten. Einige Kolbenstöße genügten, um die von Kugeln durchsiebte Tür einzuschlagen. Ich warf eine Handgranate hinein, dann drangen wir in das Haus ein. Auch vom linken Flügel ertönte lautes „Hurra". Dort griff die Balkankompanie an. In heillosem Durcheinander flohen die Faschisten. Das „Weiße Haus" war wieder in unserer Hand. Ein wenig ließ uns der Gegner in den nächsten Tagen Ruhe. Wir nutzten die Zeit, die wiedereroberte Stellung neu zu befestigen. Da hörte ich vom Hofe her laute „Rot-Front"-Rufe und dann eine wohlbekannte Stimme: „Na Jungs, wie steht's?" Ja, es war Hans Beimler. Er streckte mir die Hand entgegen: „Endlich kann ich euch zur Feuertaufe gratulieren!" Ich mußte an die vielen Opfer denken, an die gefallenen Genossen. Aber wir hatten auch die Kraft des Kampfbündnisses der internationalen Arbeiterklasse gespürt. Hier auf spanischem Boden entwickelten sich Vorbilder einer sozialistischen Militärkoalition. Das Vermächtnis der deutschen Interbrigadisten lebt in unserer Nationalen Volksarmee.

Der nationalrevolutionäre Krieg des spanischen Volkes

16. Februar 1936
Die Parteien der Volksfront erringen bei den Wahlen die absolute Mehrheit im Parlament.

17./18. Juli 1936
Der faschistische Militäraufstand beginnt. Geführt von der Kommunistischen Partei Spaniens leistet das Volk entschlossenen Widerstand. Drei Viertel des Landes bleiben fest in der Hand der Volksfrontregierung.

Juli/August 1936
Die italienischen und deutschen Faschisten unterstützen Franco mit Soldaten, Waffen und Material. Der systematische Bombenterror, vor allem auf Madrid, beginnt.

7. August 1936
Das Zentralkomitee der KPD appelliert an alle militärisch ausgebildeten deutschen Antifaschisten, sich der spanischen Volksfront zur Verfügung zu stellen.

Ende September 1936
Das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale beschließt die Aufstellung internationaler Freiwilligenbrigaden. In aller Welt bilden sich Hilfskomitees. 30000 Freiwillige aus 53 Ländern kommen nach Spanien, darunter 5000 Deutsche.

November 1936–März 1939
Unter der Losung „No pasaran" („sie kommen nicht durch") verteidigen die Internationalen Brigaden an der Seite der republikanischen Truppen Madrid.

28. März 1939
Francos Truppen besetzen Madrid. Die spanische Republik erliegt endgültig der faschistischen Übermacht.

Ein Stück Heimat

Sie waren noch nicht auf der Welt – die meisten der jungen Leute, von denen hier die Rede sein wird –, als vor 25 Jahren, am 30. Juni 1947, die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft gegründet wurde. Sie wurden geboren in bereits miteinander befreundeten Ländern; und sie wuchsen hinein in ein für sie selbstverständliches sozialistisches Leben. Als wir sie kennenlernten, tränkten sie gemeinsam einen Truppenübungsplatz in der DDR mit ihrem Schweiß, wetteiferten sie miteinander an der Rampe – Soldaten der Sowjetarmee und der Nationalen Volksarmee. Verläßliche Freunde, unzertrennliche Waffenbrüder.

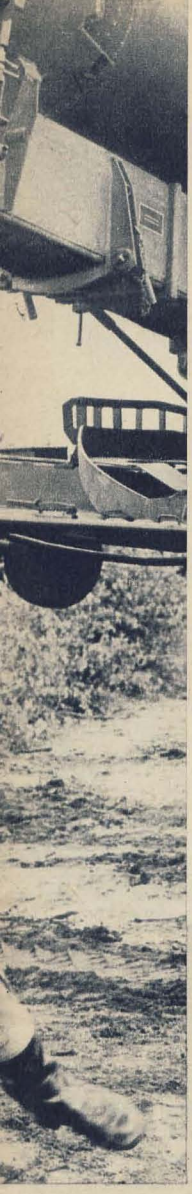
Immer zu „kurbeln" – nicht nur im streng wörtlichen Sinne, wie hier beim Beladen der Startrampe vom Transportladefahrzeug (Bild links) –, das ist die Methode, die Erfolg verspricht. Darüber sind sich die beiden Batteriechefs ebenso wie ihre Bedienungen einig.

„Für mich ist die DDR ein Stück der großen sozialistischen Heimat." Feldwebel Alexander Burawkow, der sowjetische Startrampenführer, sagte das ganz schlicht, ohne jede pathetische Überhöhung. „Ganz ehrlich", fügte er hinzu, „ich fühle mich hier wie zu Hause."

Seinem offenen Gesicht sahen wir an, daß er uns damit nicht

lediglich eine Freude machen wollte, sondern daß er tatsächlich meinte, was er sagte. Auch seine folgenden Worte zeugten davon. Denn Alexander erzählte uns, daß es ihm – wie anderen jungen Sowjetsoldaten ebenfalls – anfangs gar nicht leicht gefallen war, so weit entfernt von allem, was ihm bisher vertraut gewesen, zu dienen.

„Wir sahen halt die Notwendigkeit ein, und damit hatte es sich zunächst", meinte er mit Verständnis heischendem Lächeln. „Dann freilich lernten wir DDR-Bürger kennen. Besuchten Betriebe, Genossenschaften, Museen. Kamen mit Genossen der NVA zusammen. Durch den persönlichen Kontakt, das meine ich, bekam alles, was wir über Freundschaft und Waffenbrüderschaft gehört und gelesen hatten, Blut und Leben. Was andere vorher über das herzliche Verhältnis erzählt hatten, das erlebten wir nun selbst. So wurde der schwere Dienst leichter, die Heimat rückte näher."



Tempo, Präzision und Kondition heißen die entscheidenden Trümpfe der Startrampenbedienungen. Da muß jeder Handgriff sitzen – und das genau nach exaktem Kommando. Die körperliche Anstrengung fordert von manchen Genossen viel Selbstüberwindung; denn keiner darf versagen.

Als hätte es noch einer Bestätigung dieser Worte bedurft, ging die Bedienung Burawkow anschließend mit einem Elan und einer Begeisterung in den Vergleichskampf, die ganz offensichtlich nicht nur der vielzitierten Einsicht in die Notwendigkeit entsprangen. Da blitzte selbst hinter Schutzmaskengläsern Lebensfreude aus den Augen, Freude am eigenen Können und auch das Vergnügen über das Beisammensein mit den Genossen vom „Regiment nebenan", den Genossen der Bedienung Lehnert/Görlitz.

Schon über zehn Jahre pflegen die beiden Truppenteile, denen die miteinander wetteifernden Bedienungen angehören, enge freundschaftliche Beziehungen. Die reichen von gegenseitigen Besuchen über Erfahrungsaustausche und gemeinsame Konferenzen bis zu regelmäßigen Leistungsvergleichen. Doch wie das nun so ist beim Militär: Der Dienstablauf hat seine eigenen Gesetze und Erfordernisse. Deshalb läßt sich solch ein Leistungsvergleich unmittelbar an der Rampe nicht alle Tage organisieren. Er wird immer dann zu einem besonderen Höhepunkt, wenn sich die Waffenbrüder im Feldlager begegnen. Und da auch hier die Zeit knapp ist, so daß stets nur die besten Bedienungen zum Wettstreit antreten können, wird vorher natürlich in den Fla-Raketen-Batterien der Luftverteidigung der NVA ebenso eifrig trainiert wie in den benachbarten sowjetischen.

Nun ist es eine allgemein bekannte Erkenntnis, daß das Wissen darum, einer guten und gerechten Sache zu dienen, zusätzliche Kräfte verleihen kann, ja, manchen sogar über sich selbst hinauswachsen läßt. Allgemein bekannt, wie gesagt. Das Leben ist aber nicht allgemein, sondern immer konkret; und so werden allgemeine Erkenntnisse keineswegs von allein, sondern oft sogar auf

recht beschwerlichem Wege reale Wirklichkeit...

Zwölf Monate vor dem eingangs geschilderten Zusammentreffen hatten sich nach einem ebensolchen Leistungsvergleich zwei Batteriechefs voneinander verabschiedet, Oberleutnant Porst und Hauptmann Alexandrow:

„Auf Wiedersehen, Gennadi – in einem Jahr?"

„Charascho, Rainer, in einem Jahr! Wir werden uns in der Batterie anstrengen, wieder die beste Bedienung zu stellen."

„Wir auch, verlaß dich drauf!"

Frohen Festen pflegen saure

Wochen vorauszugehen. Den Bedienungen Burawkow und Görlitz jedenfalls klangen die so leicht dahingesprochenen Worte ihrer Batteriechefs lange in den Ohren. Feldwebel Burawkow beispielsweise hatte nämlich Sorgen mit seinem K 1, dem Gefreiten Sedow. Nikolai I. nannten ihn seine Genossen, weil es noch zwei andere Nikolais in der Bedienung gab. Leider war er aber ansonsten nicht der Erste; vor allem in der theoretischen Bewältigung seiner militärischen Aufgaben hatte er große Schwierigkeiten. So große, daß das Ziel, „Beste Bedienung des Truppenteils" zu werden, zunächst unerreichbar schien.

Es gab harte Auseinandersetzungen im Kollektiv. Nikolai I. riß sich zusammen, gab wieder auf, nahm nochmals Anlauf – und erklärte sich schließlich bereit, mehrmals wöchentlich in der Freizeit mit Burawkow und anderen Genossen zu lernen und zu üben. Im Schweiße seines Angesichts wuchs er so allmählich über sich hinaus und immer fester in das Kollektiv hinein, schaffte die geforderte Leistungsklasse, erhielt sogar das Bestenabzeichen. Mit ihm wuchs aber auch die gesamte Bedienung – so sehr, daß sie schließlich das Versprechen ihres Batteriechefs einlösen konnte.

An der Startrampe des Unterfeldwebels Görlitz hatte sich indessen Soldat Schwuchow, der K 3, weidlich gequält. Er war der Kleinste in der Bedienung, dazu starker Raucher. Wenn er – unter der Schutzmaske nach Luft ringend – im Eiltempo zur Rampe trabte, um mit den anderen innerhalb der geforderten Zeitnorm zu laden, so glaubte er häufig, schon in der nächsten Sekunde zusammenbrechen zu müssen. Ihm und dem zweiten Parteimitglied in der Bedienung, dem Genossen Meissner, gab die Parteiorganisation den Auftrag, im Kampf um die Note Eins an die Spitze zu treten, das persönliche Beispiel zu geben. Da verkniff er sich

ein gut Teil der gewohnten Lungentorpedos, trainierte verbissen – und die gesamte Bedienung sah schon in Form der Bestenauszeichnung Silberstreifen am Horizont auftauchen.

In dieses zukunftsträchtige Hoffen feuerte das Schicksal eine wahrhaft „gefechtsnahe" Breitseite hinein. Schon standen die Fahrzeuge zum Abmarsch in das Feldlager bereit, da rutschte Unterfeldwebel Görlitz beim Aufsitzen aus und verletzte sich das Knie. Transport zum Med.-Punkt. Ausfall des Startrampenführers.

Die Bedienung war völlig deprimiert – und die ganze Batterie mit ihr.

„Im Gefecht muß es auch weitergehen", meinte Oberleutnant Porst nach dem ersten Schreck. Ein neuer Rampenführer wurde eingesetzt, Unteroffizier Lehnert. Große Mühe gab er sich, war stets der Erste an der Rampe, wie es sich gehört – doch an der aufeinander eingespielten Bedienung drohte er zu scheitern. Seine Kommandos waren zu leise, kamen häufig später als die eintrainierten Handgriffe der Kanoniere. Es gab Verwirrung, Unsicherheit, Streit.

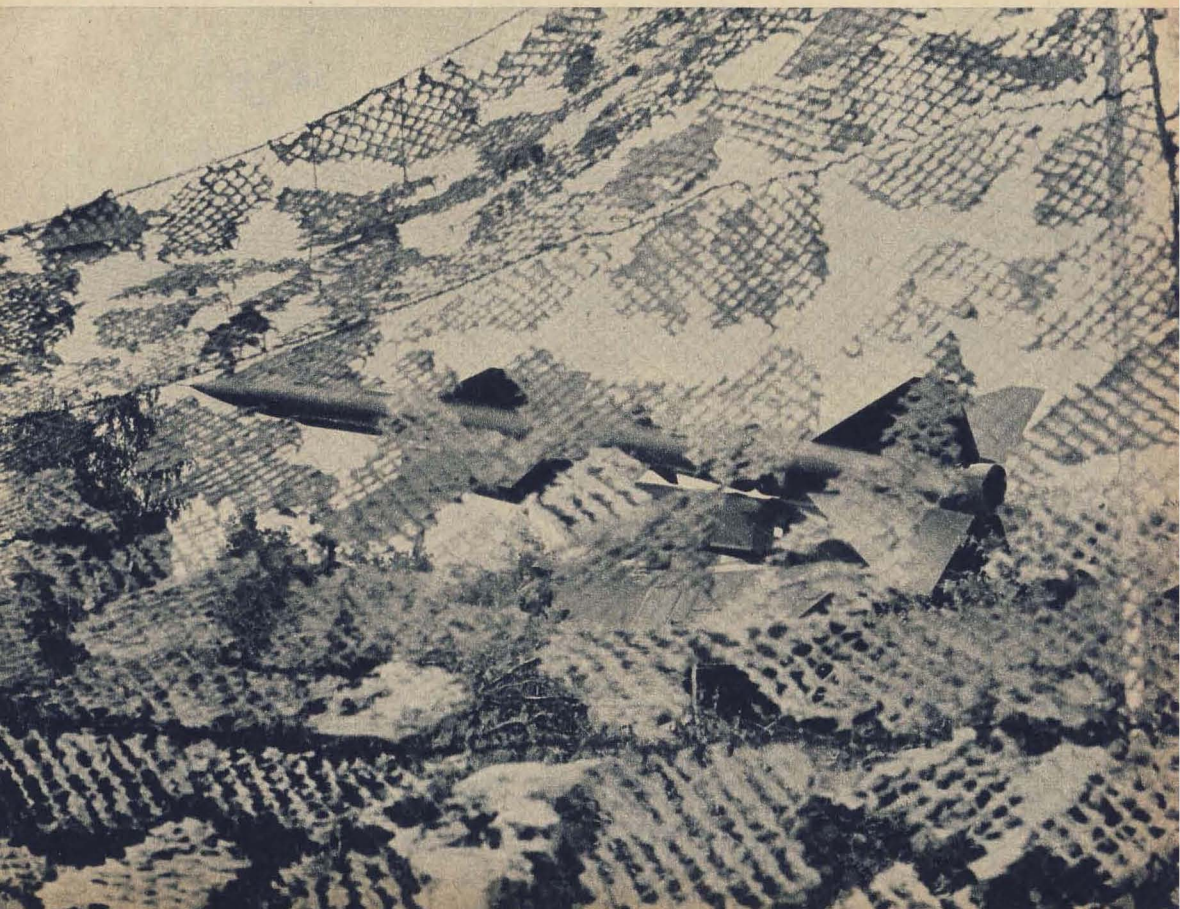
Machen wir's kurz. Unermüdlich übend, wurden die Genossen auch damit fertig. Und so sorgten sie ebenso wie ihre Freunde um Feldwebel Burawkow dafür, daß Oberleutnant Porst und Hauptmann Alexandrow ihre Verabredung einhalten konnten; gleichzeitig demonstrierend, was ein fester gemeinsamer Wille und konsequentes kollektives Handeln zu vollbringen vermögen.

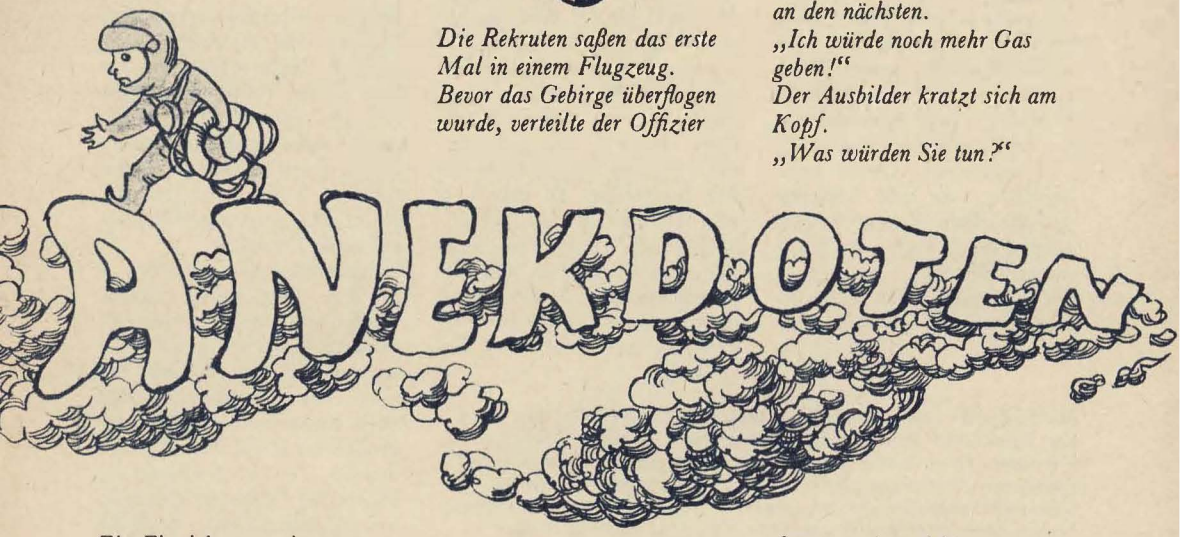
Monate sind inzwischen vergangen. Neue Genossen kamen in die Truppenteile, andere verließen sie. Es gab Beförderungen und Versetzungen, technische und organisatorische Veränderungen. Ja, dieser und jener wechselte sogar seine Freundin.

Unverändert aber blieben: das Streben nach noch engeren Waffenbrüderschaftsbeziehungen, das Bemühen, noch mehr voneinander zu lernen, das gemeinsame Ringen um den noch wirksameren Schutz der großen sozialistischen Heimat, von der – um noch einmal die Worte des Feldwebels Burawkow zu gebrauchen – auch die DDR ein Stück ist.

Major Gerhard Berchert

Mit äußerster Kräfteanspannung wurde gekämpft. Man liest es in den Gesichtern. Wenig später jedoch, beim Gespräch unter Freunden, beim Austausch der besten Erfahrungen, sind die überstandenen Anstrengungen schon wieder vergessen. Beide Bedienungen erwiesen sich als „Beste" – die sowjetischen Genossen waren sogar noch besser als „sehr gut". Und so belohnt ein wohlverdienter Tusch der Musikkapelle die „erste" und die „zweite" Siegermannschaft.





Ein Fluglehrer zu einem seiner Schüler:
„Wir können es uns auf keinen Fall leisten, den Ruf unserer ‚Star-Fighter' durch weitere Abstürze und Notlandungen zu schmälern! Merken Sie sich, solange die Maschine fliegt, wird keine Notlandung gebaut. Fliegt sie aber nicht mehr, dann müssen Sie vorher gelandet sein. Okay? Ab in die Maschine!"

Frühmorgens klopft ein Sergeant an die Tür der Nervenheilanstalt in Waycross (Georgia) und fragt den Direktor, ob ein männlicher Patient entflohen sei.
„Weshalb fragen Sie?"
wundert sich der Direktor.
„Weil", zögert der Sergeant, „weil gestern abend einer meine Frau entführt hat."

Die Rekruten saßen das erste Mal in einem Flugzeug. Bevor das Gebirge überflogen wurde, verteilte der Offizier Kaugummi mit dem Hinweis: „Das ist ein gutes Mittel gegen das Rauschen in den Ohren!"
Nach der Landung fragt ein Soldat: „Und wie bekomme ich jetzt den Gummi wieder aus den Ohren?"

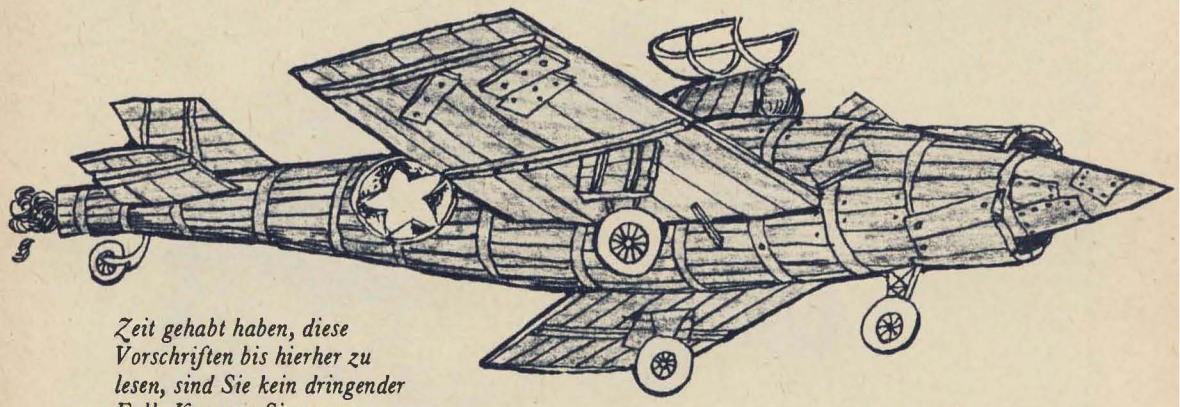
Unteroffizier: „Tonkünstler sind Sie! Solche hochtönende Bezeichnung gibt's beim Militär nicht. Hier heißt es richtig ‚Töpfergeselle' – verstanden?"

Der Ausbilder stellt einem Soldaten die Frage: „Sie befinden sich in der Wüste. Ihr Wagen hat volle Fahrt. Ein Tiefflieger taucht auf. Wie würden Sie sich verhalten?"
„Anhalten und unter das Fahrzeug werfen!"
„Und Sie?" wandte er sich an den nächsten.
„Ich würde noch mehr Gas geben!"
Der Ausbilder kratzt sich am Kopf.
„Was würden Sie tun?"
fragte er einen dritten.
„Ganz einfach", meint der. „Ich würde links blinken und rechts abbiegen!"

Bill mußte sich wegen verbotenen Würfelspiels vor seinem Hauptmann verantworten. Der drückte dem Soldaten die beschlagnahmten Würfel in die Hand und forderte ihn auf zu würfeln. Bill warf eine fünf und eine drei.
„Acht Tage Arrest!" verkündete der Hauptmann.

Am Eingang eines Krankenreviers der Marine in Leeds

hing ein Anschlag mit Instruktionen, wie man in dringenden Fällen nach Dienstschluß Hilfe bekommen könne. Lang und breit wurde erklärt, wo man einen Sanitäter finde, wie man ihn verständigen könne und was zu tun sei, bis er eintreffe. Dann kam der letzte Satz: „Wenn Sie



Zeit gehabt haben, diese Vorschriften bis hierher zu lesen, sind Sie kein dringender Fall. Kommen Sie morgen wieder!"

Neben einer Kaserne in Stockholm lockt ein Schild: „Soldaten! Besucht meine Milchbar! 500 Personen fassend!" Und ganz klein ist darunter geschrieben: „Einer nach dem anderen!"

Warnschild in der Offizierskantine einer Kaserne: „Achtung! Unsere Bestecke sind keine Medizin, die nach nach dem Essen genommen wird!"

Soldat Patrick besucht am Sonntag seine neueste Flamme. Sie hieß Lizzie und war die Tochter eines Farmers.
„Mein Vater kann dich gut leiden, Patrick!" begrüßt sie ihn.
„Wirklich?" freut er sich. „Ganz bestimmt! Als ich ihm sagte, daß du heute kommen würdest, hat er die scharfen Patronen aus dem Gewehr genommen und nur eine Schrotladung eingelegt."

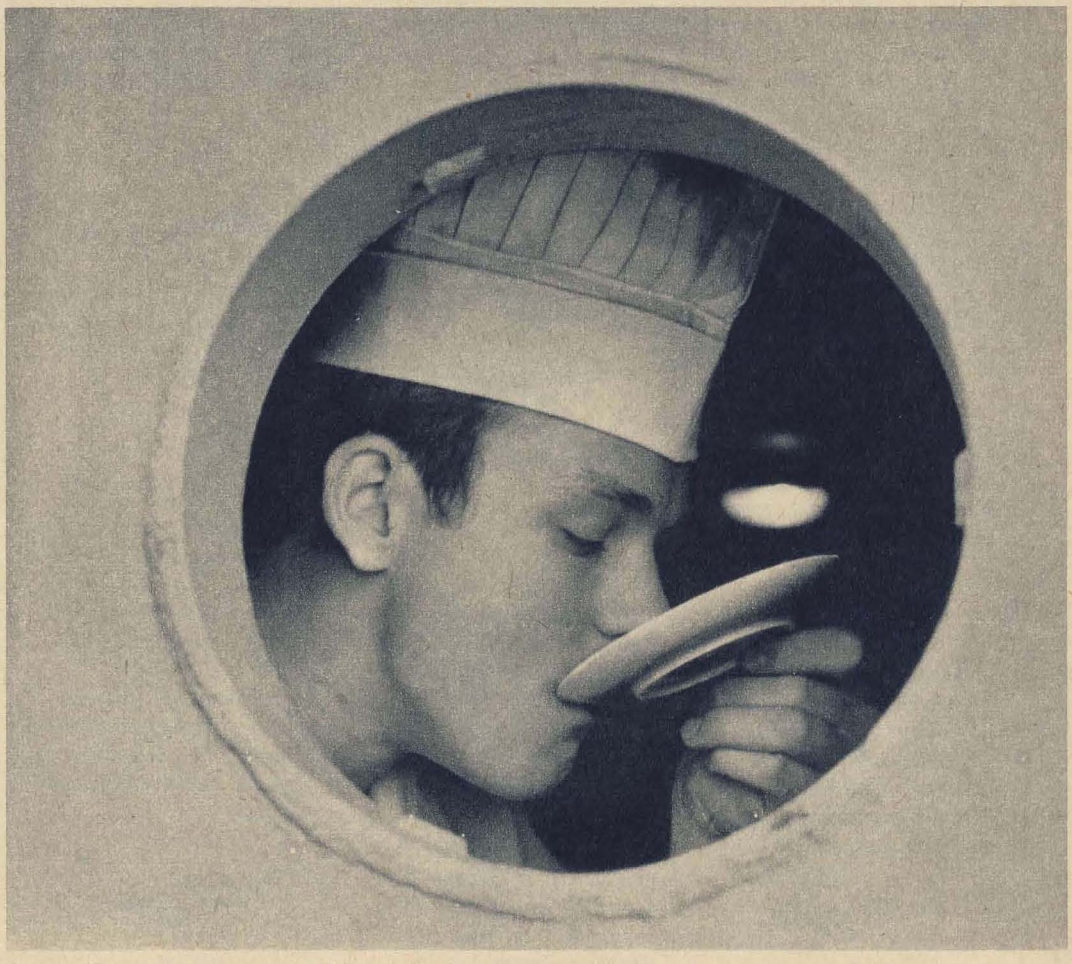
Bevor Jonny wieder auf See ging, wollte er sich zum Gedenken an seine geliebte Mabel ihr Bild auf seine Brust tätowieren lassen.
„Okay", sagte der Tätowierer, „das läßt sich machen. Aber wie sieht das Kind denn aus?"
„Hier habe ich ein Foto von ihr!" strahlte Jonny.

„Ach so", lächelte der Hautmaler, „das ist Mabel! Von der brauche ich kein Bild!"

„Wie oft sind Sie schon gesprungen?" fragt der Kommandeur einen jungen Fallschirmspringer.
„Einmal, Colonel!"
„In Ihrer Akte sind aber einundzwanzig Sprünge eingetragen?"
„Das stimmt nur teilweise, Colonel. Selbst gesprungen bin ich nur einmal. Die anderen Male hat man mich hinausgeworfen."

Bei der Musterungskommission bat ein junger Mann um Befreiung vom Militärdienst, weil er stark kurzsichtig sei. Er brachte nicht nur ein ärztliches Zeugnis, sondern auch seine Braut mit, die sein Leiden bestätigen sollte. Die Kommission warf nur einen Blick auf das Mädchen – dann wurde der junge Mann wirklich als kurzsichtig befunden.

Man nehme



. . . 100 g Fleisch, 100 g Fleisch- und Wurstwaren, 40 g Butter und 40 g andere Fette, 100 g Voll- und 200 g entrahmte Milch, 20 g Eier, 45 g Fisch, 45 g Käse, 35 g Marmelade, 50 g Zucker, 80 g Nährmittel, 1 kg Kartoffeln, 300 g Gemüse, 150 g Obst, 400 g Brot, 100 g Weißbrot/Gebäck, 5 g Kaffee-Ersatz, 1 g Tee und 25 g verschiedene Gewürze. Das alles nehme man wiederum mal 100, 250, 800 oder 1 200, gebe es in Kochkessel und Kippbratpfanne, rühre und dünste und gare und koche und grille und schmore es – und auf den Tisch kommen drei Mahlzeiten für 100, 250, 800 oder 1 200 Soldaten. Und ihnen allen möge es so gut schmekken wie den Genossen auf diesen vier Seiten. Dann sind sie's zufrieden und die Köche ebenfalls.

*

Wir sehen uns um bei Unterfeldwebel Klaus Patig, Küchenleiter in einem Jagdfliegertruppenteil. Mit seinem Küchenkollektiv kocht er für Soldaten und Unteroffiziere, die nach der Grundnorm verpflegt werden, ohne Zuschläge also. Damit käme er gut zurecht, sagt er. Und wir überzeugen uns, daß die Soldaten ein abwechslungsreiches, kräftiges Essen erhalten. Beim Abendbrot können sie nach

eigenem Geschmack zusätzlich zwischen verschiedenen Salaten, Schmalz, Käse, Fisch usw. wählen.

„Vier Mark täglich können viel sein, aber auch wenig", meint Genosse Patig." „Es kommt ganz darauf an, was man draus macht. Als Koch muß man gut kochen und gut rechnen können."

Klaus Patig kann beides. Kaufmann von Beruf, hat er gelernt, sinnvoll zu wirtschaften. Kochen lernte er bei der Armee, wo er sich zum Küchenleiter qualifizierte.

Was die Soldaten gerne essen? Der Unterfeldwebel kennt ihre Lieblingsgerichte: Geflügel, Eierspeisen, Schnitzel, Rollmops... Sie würden im Speiseplan berücksichtigt, erklärt er. Doch eine Großküche könne nicht alle Geschmäcker befriedigen. Die meisten sähen das ein und seien mit dem Essen zufrieden.

Dennoch hörten wir von Soldaten berechtigte Klagen über die Verpflegung. Die 24-Stunden-Dienste, die in kleinen Gruppen auf dem ganzen Flugplatz verteilt arbeiten, erhalten warme Mahlzeiten oft zu spät und darum schon kalt.

„Wir kennen das", antwortet der Küchenleiter. „Aber das liegt nicht an uns, an der

Küche. Nicht immer sind die Leute und Fahrzeuge, die das Essen zu den Stationen bringen sollen, rechtzeitig da. Die Kommandeure müßten das besser organisieren. . ."
Außerdem seien die Essenkübel nicht mehr im besten Zustand, fährt der Unterfeldwebel fort. Die Gummidichtungen rissen leicht aus,und die Ablaßhähne brächen beim Transport schnell ab. Dafür gäbe es weder Ersatzteile noch Reparaturmöglichkeiten. . .
Sorgen eines Kochs. Es sind auch die Sorgen der Soldaten. Die Genossen tun gut daran, sie zu äußern.

*

Liebe gehört zu jeder Arbeit, die gut gelingen soll. Dennoch verlangt man sie besonders vom Koch. Weil von seiner Arbeit wesentlich die Dienstfreude der Soldaten abhängt.
Die Matrosen des Schiffes „Anklam" sind voller Lob über ihren Koch, den Matrosen Hartmut Wienke.
„Beim Smut spürt man, daß er wirklich mit Liebe kocht. Was er in seiner engen Kombüse manchmal hervorzaubert, ist große Klasse." So urteilt Stabsmatrose Delfs. Er erinnert sich, daß es selbst auf See manchmal frischen Kuchen gab, gebratenen Hecht, feiertags gar Torte.
Nun ist die Kombüse eines Schiffes mit einer stationären Großküche nicht zu vergleichen. Spezielle Wünsche können hier eher berücksichtigt werden. Dennoch hatte Matrose Wienke bis voriges Jahr auch nur vier Mark pro Kopf und Tag zur Verfügung, wenn das Schiff im Hafen lag; Zulagen gab es nur auf See. Und auch damit „zauberte" er.
Wie?
„Die Matrosen müssen schwer arbeiten, und die Seeluft macht zusätzlich Appetit. Da brauchen sie gutes Essen. Es ist für sie ein Stück Gefechtsbereitschaft. Deshalb bemühe ich mich, aus den vorhandenen Mitteln das Beste zu machen. Es freut mich, wenn's ihnen schmeckt."
In seiner Bescheidenheit verschweigt Genosse Wienke, welches persönliche Interesse er daran hat. Nach dem Wehrdienst möchte er, Bäkker von Beruf, in eine große Hotelküche überwechseln; ein gutes Zeugnis von der Armee soll ihm als Sprungbrett dienen.
Zehn Pfund Rindfleisch ergeben eine gute Nudelsuppe, heißt es. Hartmut Wienke meint jedoch, Fleisch müsse nicht jeden Tag sein. Zwi-

schendurch gäbe es mal ein Eintopfgericht mit Champignons oder ein Fischessen. Damit spare er Fleisch ein für einen ordentlichen Schmorbraten oder Buletten. Wichtig sei, daß die Matrosen innerhalb einer Woche die ihnen zustehenden Normen erhalten.

Doch auch er hat Sorgen. So empfängt er vom Versorgungsstützpunkt fast immer gleiche Wurstsorten, gleiche Fischkonserven, selten frisches Obst, von Apfelsinen ganz zu schweigen.

„Aber Abwechslung beim Essen muß sein. Das hängt sehr davon ab, wie der Verpflegungsoffizier wirtschaftet. Unserer könnte beim Einkaufen ruhig etwas beweglicher sein, dann kriegt er auch, was wir wirklich brauchen."

Eine Aufforderung, die eigentlich an alle Verpflegungsdienste gerichtet ist. In der Verpflegungsordnung wird die Liebe nicht ausdrücklich erwähnt. Doch sie sollte das Arbeitsmotto in jeder Armeeküche sein. Der Magenfahrplan muß stimmen, wenn der Ausbildungsplan erfüllt werden soll.

R. Dressel

Nachbemerkung:
Was die Versorgung der 24-Stunden-Dienste des Jagdfliegertruppenteils mit warmen Mahlzeiten und den Lebensmitteleinkauf im Versorgungsstützpunkt des Schiffes „Anklam" angeht, so erwarten die davon betroffenen Soldaten und Matrosen selbstverständlich eine Änderung und die „Armee-Rundschau" eine Antwort der beiden Kommandeure.

Heiteres

Die AR, mein ständiger Begleiter, ist interessant und auch sehr heiter. Man liest sehr viel aus aller Welt, drum hab' ich sie mir auch bestellt. Sie wird gelesen von vorn bis hinten, man kann jedesmal was Neues finden.
Soldat Schacht

Auf fremdem Boden

Welche ausländischen NATO-Truppen stehen in der BRD und welche Stärke haben sie?

Sven Holt, Wismar

Die USA mit 225000, Großbritannien mit 62500, Frankreich mit 62000, Belgien mit 30000, Holland mit 9000 und Kanada mit 6000 Mann.

Der kleine „Soldatensender"

Ein Unteroffizier im Februar 1972 an die AR:
„. . . ist in diesem Zeitraum Urlaubssperre. Wahrscheinlich wegen einer Verbandsübung. Ich habe gehört, daß ein Befehl unseres Ministers für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann, besagen soll, daß an Übungen nicht der ganze Personalbestand teilzunehmen braucht."

Aus dem Referat des Ministers für Nationale Verteidigung im Dezember 1971 auf der Konferenz junger Offiziere: „Auch die Einstellung mancher Kommandeure zu den jungen Offizieren muß sich ändern, zum Beispiel die: ‚Wenn Übung ist, dann kann ich niemanden in Urlaub schicken'."

Patenonkel gern gesehen

Wir möchten an dieser Stelle dem Gefreiten Günther Lange, stationiert in Strausberg, recht herzlich danken. Während seiner Armeezeit hat er die Patenschaft über unsere Klasse übernommen. Als Beispiel für die gute Zusammenarbeit soll sein Besuch am 1. März genannt werden. Der Gefreite zeigte Lichtbilder, erzählte vom Dienst in der Volksarmee und beantwortete viele Fragen. Wir waren begeistert und möchten auch seinem Kompaniechef danken, der ihm den Besuch ermöglichte.
Schüler der Klasse 4
und ihre Klassenlehrerin
der POS Sachsenhausen.

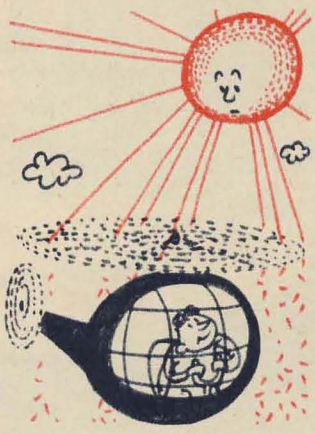
POSTSACK

2 Namen für eine Sache

In vielen Artikeln und in Filmen liest und hört man von Helikoptern und Hubschraubern. Gibt es da einen Unterschied?

Stabsmatrose Rennefanz

Nein. Helikopter ist eine Zusammenfügung aus den griechischen Wörtern helios (Sonne) und koptein (schlagen, schneiden). Ein Apparat also, der die Sonnenstrahlen schneidet, so könnte man das Wort deuten.



Ostsee-Verband

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie einmal im Postsack bekanntgeben würden, wie stark die sowjetische Baltische Flotte im zweiten Weltkrieg war.

Unteroffiziersschüler Markensen

Zu Beginn des Krieges (1941) verfügte sie über 2 Schlachtschiffe („Oktoberrevolution" und „Marat"), 2 Kreuzer, 21 Zerstörer, 65 U-Boote, 33 Räumfahrzeuge, 6 Sperrenleger, 48 Torpedoschnellboote, 33 Wachboote und 656 Flugzeuge. Die Flotte war rund 77000 Mann stark.

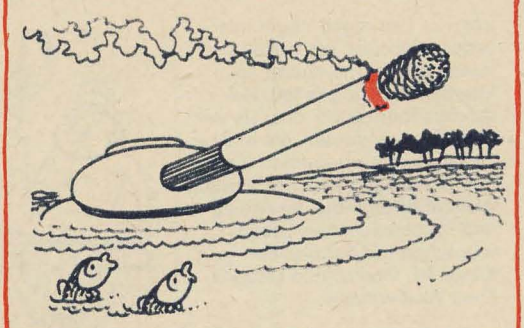
Grüße an Sie oder Ihn

sollen wir – nach den Wünschen vieler Leser – im Postsack veröffentlichen. Dazu fehlt aber der Platz. Wir empfehlen deshalb die Sendung „Soldatenpost bei Radio DDR". Jeden zweiten Sonntag zwischen 7.10 Uhr und 8.10 Uhr gehen im 2. Programm auf UKW Soldatengrüße in den Äther. Wünsche nehmen die Sender und Studios von Radio DDR in allen Bezirkshauptstädten sowie die Chefredaktion Radio DDR, 116 Berlin, Nalepastraße, entgegen. Kennwort: „Soldatenpost".

Foto-Interessenten

In jedem Heft der AR sind viele schöne Fotos aus der NVA zu sehen. Ich habe auf einem MLR-Schiff gedient, drei Jahre lang. Meine größte Freude wäre es, wenn ich ein Foto des Schiffes kriegen könnte – es muß ja nicht unbedingt genau das sein, auf dem ich war. Aber der Typ. Sicher haben auch die Genossen anderer Teilstreitkräfte und Waffengattungen den Wunsch nach Fotos aus ihrem Bereich, z. B. von Panzern im Gelände oder von Flugzeugen. Kann sich das Soldatenmagazin nicht der Sache annehmen und ab und zu einige Bilder anbieten, die man kaufen kann? Vielleicht sagen auch andere Leser ihre Meinung zu meinem Vorschlag.
Stabsmatrose d. R. Kunsch, Berlin

Also denn, liebe Leser: Was halten Sie davon? Vielleicht schreiben Sie uns mal.



Ist der rechte Arm so schwer?

Im Februar-Postsack kritisierte Ufw. Otto das „Rauchen in der Bewegung". Mich stört allerdings viel mehr eine andere Disziplinlosigkeit: die „Großzügigkeit", mit der manche Genossen das Grüßen auf der Straße ständig „vergessen". Ich dachte immer, dafür gäbe es bei der NVA konkrete Festlegungen – manchmal hat man jedoch den Eindruck, daß es ausschließlich eine Frage der individuellen Bekanntschaft ist, ob ein Soldat außerhalb des Objektes einen Offizier grüßt. Ich will wirklich keiner „preußischen Zackigkeit" das Wort reden, aber sollte nicht auch auf diesem Gebiet die äußere Disziplin zur Selbstverständlichkeit gehören? Und wenn mir als Zivilisten so etwas auffällt – warum fallen solche Verstöße eigentlich den „betroffenen" Offizieren so selten auf?

Dr. Meier, Kleinmachnow

Für Sammler aus Leidenschaft

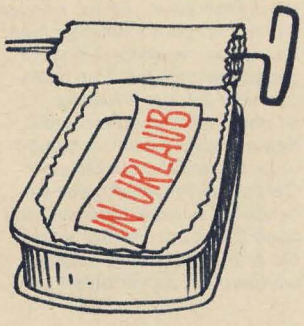
Als langjähriger Sammler Ihrer Typenkartei hätte ich eine Frage: Gibt es eigentlich ein Nachschlagwerk, in dem viele Flugzeugtypen zusammengefaßt sind?

Karl-Heinz Ganzow, Leipzig

Im III. Quartal dieses Jahres gibt der Militärverlag eine solche Neuerscheinung heraus. Das Typenbuch heißt „Kampfflugzeuge" und erfaßt alle Maschinen, die im Dienst der Armeen der Welt stehen. 204 Konstruktionen mit über 1 000 Versionen werden beschrieben. 800 Fotos sowie 204 Vier- und Dreiseitenrisse lassen das Herz jeden Sammlers höher schlagen – allerdings ihn auch tief in die Tasche greifen, denn 42 Mark müssen dafür auf den Tisch gelegt werden.

Urlaub von der Verpflegungsfront

Mir ist bekannt geworden, daß Fouriere wegen ihres langen



Dienstes monatlich einen Tag Zusatzurlaub erhalten. Ist darüber etwas in irgendeiner Dienstvorschrift enthalten?

Soldat Ferch

Nein. Falls die „Spezialisten der Kaltverpflegung" auf Grund manchmal auftretender, außergewöhnlicher Arbeiten Vergünstigungen verdienen, so entscheidet darüber der Vorgesetzte.

Laster-Lässigkeiten

Zu dem Leserbrief „Rauchen in der Bewegung" kann ich eine treffende Feststellung machen. Ich bin ABV. Am 17. 2. 72 sah ich, wie sechs Schwimmpanzer die Erfurter Karl-Marx-Allee entlang fuhren. Bis auf einen hatten alle Fahrer lässig eine Zigarette im Mundwinkel hängen und bewegten mit geschwellter Brust ihre moderne Technik durch die Stadt.
Da naturgemäß bei solchen Fahrten die Bevölkerung großen Anteil daran nimmt, konnte ich einige kritische Bemerkungen hören. Wären den Genossen Fahrern diese Meinungen zu Ohren gekommen, dann hätten sie sich bestimmt schnellstens hinter ihre sicheren Luken verkrochen.

Gerhard Valdeig, Erfurt

Und außerdem: Das Rauchen in und auf Panzern ist verboten! (DV-13/1, Ziffer 12.7)

Pußta-Briefe

Wer von den Armeeangehörigen Lust und Liebe hat, einen Briefwechsel mit einer 28jährigen ungarischen Pflegeschwester zu führen, der merke sich die Anschrift: Lenke Berc, Nyiradony/Ungarn, Szocialis Olthon. Die junge Dame kann deutsch.

Die zweiten Vatis

An dieser Stelle möchten wir uns bei unseren Paten, der Transportbrigade der NVA-Dienststelle Hähnichen bedanken, die uns mit viel Mühe und persönlichem Einsatz jedes Brigademitgliedes schon oft frohe Stunden bereitet haben. Sei es bei der Gestaltung von Kinder- oder Wandertagen, Klassenfeiern oder Ferientagen. Ebenso aktiv ist die Brigade an

unseren Lernergebnissen interessiert. Sie führt oft Hospitationen durch und nimmt an Elternaktivsitzungen teil. Besonders freuten wir uns, als wir aufgefordert wurden, sie in ihrer Dienststelle zu besuchen und ihre Umgebung kennenzulernen. Weitere Erfolge bei der Arbeit und im persönlichen Leben wünschen die Schüler der Klasse VI, Oberschule Daubitz, Kreis Weißwasser

Es grünt so grün

Ich bin zwar seit 4 Jahren Leser Ihrer Zeitschrift, aber ich sehe immer noch Fahrzeuge und Uniformierte in der Öffentlichkeit, die mir ein Rätsel sind. So beobachtete ich in unserer Stadt einen SPW, dessen Besatzung hellgrüne Uniformen (wie die VP) anhatte. Zu wem gehören diese SPW?

Karl-Heinz Riemann, Dessau

Das könnte das Fahrzeug einer VP-Bereitschaft gewesen sein. Diese Genossen tragen solche Uniformen und sind fast mit der gleichen Kfz.-Technik wie die NVA ausgerüstet.

Kugelschreiber braucht nicht zu ruhen

Muß während der Dienstzeit in der NVA der Briefwechsel mit Freunden aus anderen sozialistischen Ländern ruhen?

Rolf Seltmann, Crottendorf

Keinesfalls, Sie können Kolja, Jan, Marek und den anderen weiterhin liebe Grüße übermitteln.

Der zweite Anzug

Ich komme bald zur „Fahne", und zwar als Soldat auf Zeit. Nun erzählten mir einige „Ehemalige", daß die Längerdienenden auch Zivil tragen dürfen, wenn sie mal ausgehen.

Arnold Bissmer, Berlin

Berufssoldaten (außer Unteroffiziers- und Offiziersschüler), Soldaten auf Zeit ab 4. Dienstjahr und weibliche Armeeangehörige dürfen im Ausgang

und Urlaub Zivilkleidung tragen und diese auch in der Kaserne – falls sie dort untergebracht sind – aufbewahren.

Biete Seeluft, suche Heidelandschaft

Suche einen Soldaten aus dem Bezirk Magdeburg als Tauschpartner für eine Versetzung nach Rostock.

Soldat Gutzeit

Wir helfen zwar, wo wir können – aber hier geht's wirklich nicht. Zum einen, weil die AR keine Tauschzentrale ist. Zum anderen, weil bei der Erfüllung solcherart Privatwünsche die Kommandeure bald nicht mehr dazu kämen, Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft ihrer Einheiten zu sichern, sondern bloß noch damit beschäftigt wären, die sich anbahnende „Völkerwanderung" zu verfolgen.

Meister der Elemente

Ich erlerne den Grundberuf „Chemielaborant". Deshalb

möchte ich meinen Dienst bei den chemischen Truppen ableisten, möglichst drei Jahre. Vielleicht auch länger. Als was kann ich eingesetzt werden?
Lothar Lutz, Schwedt

Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten/Unteroffiziere haben hier folgende Möglichkeiten: Gruppenführer für Kernwaffen- und chemische Aufklärung, für Spezialbehandlung, für die Bekleidungsentgiftungsanlage, für sanitäre Behandlung, für Instandsetzung von Entgiftungs- und Aufklärungsgeräten sowie persönlicher Schutzausrüstung, Mechaniker für chemische Geräte oder Kernstrahlungsmeßgeräte, Schirrmeister des chemischen Dienstes.

Fotogen muß er sein

Welcher Grenzsoldat, der im Raum Dresden wohnt, hat Interesse an der Mitgestaltung eines Filmes?
Unterfeldwebel d. R. Bergmann, 409 Halle-Neustadt. Block 501/4

Versteckte Linsen

Viele Angehörige der NVA würden bestimmt die angebotenen Linsen (Bildgegenüberstellung im Februarheft) verzehren. Aber wo man sie bekommen kann, ist nicht angegeben. Und das finde ich gut so, denn der Bedarf würde bestimmt nicht gedeckt werden können. Hoffentlich brennt dem Koch beim „Linsen" nach der Schönen nicht das Essen an.
Lothar Rettschlag, Osterweddingen

Abgeschnitten

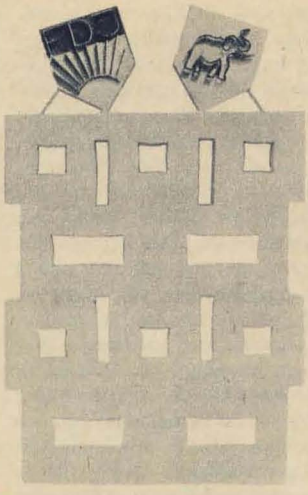
Betrifft Rückseite des Heftes 3/72: Diese Dame besitzt sehr wohlgeformte Beine, zufällig weiß ich es. Warum werden diese Beine dem Leser vorenthalten? Oder kommt demnächst der andere Teil?
Mit freundlichen Grüßen
Walter Berger, Neukieritzsch

Also Freunde, wir wollen Euch mitnehmen auf eine Reise in die Nähe des Äquators. Genau gesagt ins schöne afrikanische Land Guinea. Zwar seid Ihr nur im Geiste Mitglied unserer FDJ-Brigaden. Aber auch das kann interessant sein. Hoffen wir wenigstens.

Wer überhaupt dieses Glückslos gezogen hat und noch ziehen wird? Im Prinzip ist kein FDJler ausgeschlossen. Aber die Auswahl ist wiederum auch kein Lotteriespiel. Der Jugendfreund (oder die Jugendfreundin – hier unsere Frauen und Mädchen in Klammern, weil es nur wenige in den FDJ-Brigaden gibt), der Jugendfreund also muß sich schon gesellschaftlich ausgezeichnet und im Beruf was auf dem Kasten haben. Dazu einen Beutel voller Erfahrungen. Deshalb gehen die meisten von uns auch auf die 30 zu.

Ja, unsere Reise. Die ersten Überraschungen erlebt man bereits, bevor das Flugzeug bestiegen wird. Ullrich erging es so: Er, der Lehrer im Mecklenburgischen, wurde eines Tages zu einem Volksbildungsorgan gerufen: Man kann sagen, er hätte eher zugegeben, daß in Mecklenburg eines Tages auch Palmen wachsen werden, als die Frage erwartet, ob er im nächsten Jahr für ein rundes Jahr im fernen, heißen Afrika seine Kenntnisse weitergeben wolle. Im Grunde hätte er das „Ja" schon auf der Stelle geben können. Aber er wollte es vorher mit seiner Frau besprechen, die vorerst nicht mitkommen konnte.

Ja, Freunde, und dann werdet Ihr vielleicht einige Wochen später eine Einladung erhalten. Sechs Monate Sprachschule stehen auf dem Plan. Natürlich werdet Ihr außer Englisch oder Französisch auch viel Neues über Land und Leute lernen.



Im Blauhemd in Afrika

Ein Bericht von
Wilfried Buschner
Ullrich Beske
Joachim Hinz

DER ELEFANT NEBEN DER AUFGEHENDEN SONNE

Weit voneinander entfernt arbeiten unsere beiden Brigaden in Guinea, aber mit dem gleichen Ziel: den jungen Bürgern des Landes selbstlos die eigenen Kenntnisse zu vermitteln und damit zum Aufbau einer nationalen Wirtschaft Guineas beizutragen.

Auch Erste Hilfe. Mit Schlangen zum Beispiel ist nicht zu spaßen, obwohl wir in Ratoma bei Conakry neben unseren Bungalows auch Affen und Schlangen zum Spaß halten. In Käfigen versteht sich. Aber in Ratoma sind wir ja noch nicht . . .

Du hältst also jetzt den Bescheid über die Aufnahme in die FDJ-Brigade in den Händen – mit genauer Angabe des Treffpunktes und der Zeit des Abflugs. Also auf – erstmal zum Einkauf! Da kannst Du erleben, wie die Verkäuferin schwankt, ob sie Dich für einen Verrückten oder einen anzüglichen Frechling halten soll. Ihr glaubt es nicht? Dann geht einmal im Januar in ein Textilgeschäft und verlangt Männershorts, und gleich 5 Paar! Aber dann sitzt Du glücklich in der IL 18 der Interflug – bald wird es eine IL 62 sein – und in 17 Stunden geht es über Belgrad, Algier, Bamako und Freetown nach Conakry. Algier macht auf dem Flugplatz noch einen vertrauten, sagen wir europäischen Eindruck. Dann fliegen wir fünf Stunden über die vom Flugzeug aus so eintönig wirkende Sahara. Jedem wird empfohlen, zu schlafen. Doch wir wollen die Zeit zum Anlaß nehmen, Euch das Wichtigste über die Aufgaben unserer Freundschaftsbrigaden zu sagen.

Unsere FDJ und die guineische Jugendorganisation JRDA, der fast alle guineischen Jugendlichen angehören, haben einen Freundschaftsvertrag. Die Einleitung spricht von „traditionellen Banden der antiimperialistischen Solidarität, die unsere Jugend und Völker seit Jahren verbinden". Überhaupt werden die „Erfahrungen der Tätigkeit der Brigaden der Freundschaft in Conakry/Ratoma, deren Arbeitsergebnisse von unseren Freunden geschätzt.

Zur Zeit arbeiten zwei Brigaden in Guinea, eine eben in Ratoma und die andere in der zweitgrößten Stadt Kankan. Ihre Hauptaufgabe ist die Hilfe bei der Berufsausbildung. So werden in Ratoma Elektriker, Schlosser, Klempner und Maurer von uns ausgebildet. In Kankan werden Elektromechaniker, Schlosser, Tischler und Maurer qualifiziert. Hier geht es nicht mehr um die ersten Schritte im neuen Beruf, sondern es handelt sich bereits um die theoretische und praktische Berufsweiterbildung an einem Polytechnischen Institut. Beide Seiten haben in dem Vertrag Verpflichtungen übernommen. Da ist von den Kosten für die aus der DDR gelieferten Ausrüstungen und Maschinen und Fahrzeuge sowie für die Lehr- und Anschauungsmaterialien die Rede. Ferner von der Versorgung mit persönlichen Bedarfsgegenständen und Lebensmitteln. Der guineische Jugendverband sorgt für die Formalitäten der Einreise, für die zollfreie „Auslösung" aller aus der DDR gelieferten Materialien und Dinge des persönlichen Bedarfs. Geklärt ist die Versorgung der Ausbildungszentren mit allen notwendigen Grund- und Hilfsmitteln. Gesorgt ist für Miete, Wasser usw., und garantiert wird die kostenlose medizinische Betreuung unserer Lehrer und Familien in staatlichen Krankenhäusern Guineas. Ihr fragt, wo plötzlich die Familien in Ratoma und Kankan herkommen, da eingangs doch von der zurückbleibenden Frau Ullrichs die Rede war? Heute ist sie auch mit Kind bei uns. Die Frauen der anderen beiden von uns ebenfalls. Aber mit Prinzenvorzugsrechten hat das nichts zu tun. Das erste Jahr waren wir alle allein in Guinea. Wir bleiben insgesamt aber drei Jahre – Joachim als Leiter der Brigade in Kankan, Ullrich in Ratoma und Wilfried als Vertreter des Zentralrates der FDJ beim guineischen Jugendverband; damit ist er zugleich verantwortlich für beide Brigaden. Im übrigen sind wir drei – das wird die AR-Leser nicht verwundern – Reservisten wie fast alle Mitglieder unserer Brigaden. Der Dienst in der Volksarmee gehört ja zur normalen Entwicklung eines jungen Mannes bei uns...

Conakry.

Wir verlassen unsere IL. Wie ein Schlag schlägt uns die Hitze entgegen. Eine wahrhaft afrikanische Hitze. Doch sie verspricht uns: Wir werden im Atlantik baden können. Und das zur Winterszeit, die wir in Berlin-Schönefeld zurückließen.

Die Paßkontrolle ist sehr genau. Du merkst, wie sich die strengen Gesichter der Kontrollbeamten erhellen, wenn sie den bekannten DDR-Reisepaß sehen, und noch freundlicher werden, wenn sie dich als Mitglied der Freundschaftsbrigaden erkennen. Fast in jedem Dorf ist zum Beispiel bekannt, daß die DDR zu den ersten gehörte, die nach der gescheiterten Invasion auf dem Luftweg Hilfssendungen schickten.

Nebenbei erzählt: Einmal haben wir den Zollbeamten auch einen mächtigen Schreck eingejagt. Das war bei der Heimfahrt. Sie sprangen zurück, als sie einen Karton öffneten und darin einen Skorpion sahen. Aber es war „nur" ein toter, ein Souvenir wie auch Erzeugnisse aus Schlangenleder.

Wo der Elefant im Wappen ist

Offizielle Bezeichnung: République de Guinée (Republik Guinea)

Nationalflagge: Rot-Gelb-Grün (senkrecht) mit dem Elefanten als Wappentier.

Fläche: 245857 km²

Einwohner: Schätzung 1968: 3,8 Millionen, davon etwa 200000 in der Hauptstadt Conakry.

Amtssprache: Französisch

Staatsoberhaupt und Regierungschef: Ahmed Sékou Touré.

Führende politische Kraft ist die Demokratische Partei Guineas. Sie wurde 1947 gegründet und war der Organisator der antikolonialen Befreiungsbewegung, die 1958 zur Befreiung vom französischen Kolonialjoch führte.

Massenorganisation der Werktätigen ist die nationale Gewerkschaftsföderation CNTC (Nationaler Arbeiterbund von Guinea).

Zur Außenpolitik: Guinea unterhält freundschaftliche Beziehungen zu den sozialistischen Ländern. Die Beziehungen zur DDR wurden am 24. Oktober 1969 auf konsularische und am 9. September 1970 auf Botschaftsebene erhoben.

Bodenschätze: Der Bergbau erbringt drei Viertel der Devisenerlöse Guineas. Ein Viertel aller erkundeten Bauxitvorkommen der Welt befinden sich in Guinea (65–67% Aluminiumgehalt). Die guineischen Eisenerze (geschätzte Reserven etwa drei Milliarden Tonnen) haben einen Eisengehalt von 50–70 Prozent. Von der „Compagnie de Bauxit de Guinée" besitzt der amerikanische Harvey-Konzern 51 Prozent Beteiligung. Der guineische Staat ist mit 49 Prozent beteiligt, aber er hat sich 65 Prozent des Reingewinns erkämpft. In der Region Kindia wird ein staatliches Unternehmen zur Bauxitförderung aufgebaut, für das die Sowjetunion einen 83-Millionen-Rubel-Kredit gewährte.

Industrie: Es wurde mit dem Aufbau einer verarbeitenden Industrie für landwirtschaftliche Produkte (Textil- und Konservenindustrie, Sägewerke u. a.) begonnen.

Landwirtschaft: Guinea hat günstige Klima- und Bodenverhältnisse für den Anbau wertvoller landwirtschaftlicher Produkte. Es werden Bananen, Erdnüsse, Kaffee, Palmkerne und Ananas exportiert. 85 Prozent der Bevölkerung arbeiten in der Landwirtschaft. Gemessen an seinen Möglichkeiten ist Guinea (u. a. auch mit gewaltigen Wasserkraftreserven) eines der zukunftsträchtigsten Staaten auf dem afrikanischen Kontinent. Das Land beschreitet einen antikapitalistischen Entwicklungsweg.

Exotisch bietet sich oft das Land. Doch die Arbeit getrennt von der Familie erfordert viel Einsatzbereitschaft und Willen.

Aber zurück zum „Blauen Heinrich". Das ist der Roburbus unserer Brigaden. Von Conakry geht es hinaus. Ein buntes Bild bieten in der Hauptstadt die Guineer. Auch mancher Minirock ist darunter. Auf den Dörfern allerdings kaum. Hier seht ihr auch noch die Folgen des einstigen Kolonialjochs.

Im Lager angekommen, beginnt das Händeschütteln. Und das Fragen. „Wie hat ‚Aktivist Schwarze Pumpe' gestern gespielt?" (Denn die Zeitungen kommen in der Regel erst fünf Tage später ins Lager.) „Hat das ‚Berliner Ensemble' nicht endlich wieder einmal ein neues Stück auf Lager?" (Ja, wenn man hier doch wenigstens ein auch schon dreimal gesehenes Schauspiel sehen könnte!) Ja, sehr wichtige und auch weniger wichtige Fragen prasseln da auf den Neuankömmling ein, der frisch von zu Hause kommt und sich auf der Stelle unter den alten Hasen zu Hause fühlt.

Dann wird das Lager besichtigt. Du schaust Dir die Bungalows mit den Doppelstockbetten und dem Kühlschrank darin an. Du besichtigst unseren Zoo, der auch einen afrikanischen Seeadler zu bieten hat, und nimmst Deine künftige Arbeitsstelle in Augenschein. Und übermorgen schon stehst Du in deinem Atelier, wie hier die Werkstatt genannt wird. Du beginnst in der fremden Sprache zu radebrechen, und Dir geht die uralte Erkenntnis auf, daß sich die Schulbankkenntnisse und der einfache Sprachumgang nicht gleichen wie ein Ei dem anderen.

Mitte Juni des vergangenen Jahres hatte unsere Brigade in Ratoma einen großen Tag. Wir hatten ein Fest zwischen den Kindern einer Schule des guineischen Jugendverbandes und den Pionieren der DDR-Botschaftsschule angeregt und organisiert. Wir staunten nicht schlecht und freuten uns noch mehr, als uns plötzlich ein kleines afrikanisches Mädchen in Spreewäldertracht einen bunten Blumenstrauß überreichte.

Uns freut auch, wenn da ein Guineer mit einem Bügeleisen und ein anderer mit einem Fahrrad kommt und um eine fachmännische Reparatur bittet. Das beweist Vertrauen zu uns. Wilfried, ja die ganze Brigade, war auch wiederholt im Haus des guineischen Jugendverbandes zu Gast. Und indessen spielte seine Tochter im Lager mit den guineischen Kindern.

So haben wir viele schöne Erlebnisse der Freundschaft und Solidarität mit den Einwohnern. Aber hier sei auch an das bitterste Ereignis erinnert, das uns die Feinde der Guineer beschert hatten. Sechs FDJler in Blauhemden trugen auf dem Flughafen von Conakry einen Sarg zum Flugzeug. Darin lag Genosse Krebs, Botschaftsrat der DDR in Conakry. Bei den Kämpfen mit den Invasoren war er erschossen worden. Wir hatten ihn persönlich gut gekannt . . .

Am Morgen des 22. November 1970 hatten die Jugendfreunde in Ratoma den „Blauen Heinrich" bestiegen, um ins Schwimmbad nach Conakry zu fahren. Da hörten sie zahlreiche Schüsse. Ins Lager zurückgekehrt, wußten sie erst nicht, was

geschah. Danach sahen und hörten sie mehr. In den frühen Morgenstunden waren die Söldner gelandet. Die Regierung reagierte schnell. Mit LKW wurden Waffen auf die Straßen gefahren, und das Volk wurde bewaffnet. So erreichte der Überfall das Gegenteil seines Ziels. Heute ist Guinea stärker als 1970, auch militärisch. Die Milizeinheiten, die damals formiert wurden, sind heute aus dem allgemeinen Bild nicht mehr fortzudenken. Sie treten diszipliniert auf und werden offenbar regelmäßig ausgebildet. In Kankan ist beispielsweise in jeder Klasse ein Hörer für die militärische Ausbildung verantwortlich. Dort erscheinen oft auch Arbeiter mit dem Gewehr zur Arbeit. Sie haben dann nachts geübt. Zahlreich sind auf den Landstraßen auch die Kontrollen. Jeder von uns weiß, daß die Gefahr einer neuen Invasion nicht vorüber ist. Er sieht aber, daß das guineische Volk dagegen gerüstet ist.

Ihr mitreisenden Jugendfreunde wollt natürlich noch viel mehr wissen. Viele Fragen wurden uns bei der letzten wie auch den vorigen Stippvisiten in der Heimat gestellt. Seid Ihr allein dort unten?

Nein. Auch andere Länder haben Abordnungen in Guinea. Wir kennen nicht wenige Genossen mit uns verbündeter Staaten. Mit den kubanischen Freunden spielten wir Volleyball, mit den bulgarischen und sowjetischen feierten wir Silvester. An den nationalen Feiertagen trifft man sich obligatorisch.

Ob es noch viele Elefanten in

Motorräder aus der DDR gehören zum Bild Conakrys. Die größte Druckerei des Landes ist mit Maschinen aus der DDR ausgerüstet. Herzlich ist das Verhältnis zwischen den Guineer und unseren im Lande tätigen Bürgern. Freundschaft und Solidarität könnte über diesen drei Fotos stehen.

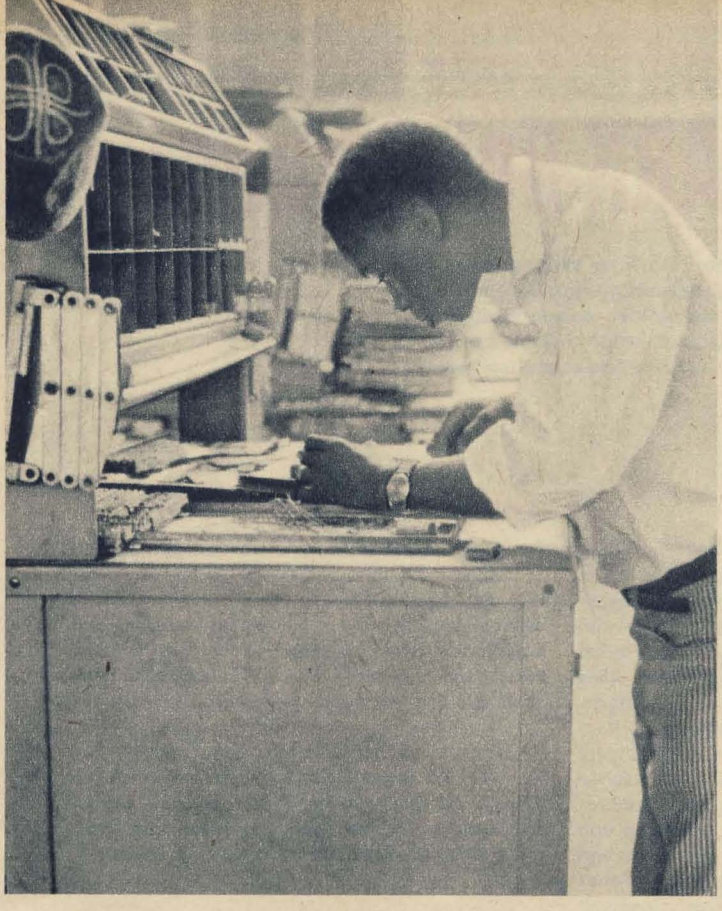
Ein Reinfall derer vom Rheine

Am 22. November 1970 landeten imperialistische Söldner unter Führung portugiesischer Offiziere an der Küste Guineas, um die revolutionäre Regierung Sékou Tourés zu stürzen. Vor allem durch die bewaffneten Volksmilizeinheiten wurden sie vernichtend geschlagen.

Erwiesen ist, daß der BRD-Geheimdienst in der zweitgrößten guineischen Stadt Kankan eine Fünfte Kolonne organisiert hatte, die mit modernsten Waffen auf die Konterrevolution vorbereitet war.

Ein imperialistischer Handlanger, der ehemalige Kabinettchef im guineischen Ministerium für Außenhandel, Ghussein Fadel, gab zu, Mitglied des westdeutschen und französischen Spionageringes gewesen zu sein.

Der ehemalige Minister für Jugend und Sport, Diallo Abdoulaye, nannte vor dem Volksgericht als Ziel der bundesdeutschen Aktivitäten den Abbruch der Beziehungen zwischen der DDR und Guinea. Aus einem in der wichtigsten guineischen Zeitung „Horoya" veröffentlichten Brief aus Dakar geht hervor, daß etwa 60 Spezialisten der BRD in einem Lager in Senegal (Nachbarstaat Guineas) konterrevolutionäre Exilguineer für eine abermalige Invasion ausbilden. Von den guineischen Sicherheitsorganen wurden die westdeutschen Agenten Seibold und Marx festgenommen, die unter dem Deckmantel der Entwicklungshilfe die Konterrevolution unterstützt hatten.



Guinea gibt? Wir haben viele gesehen – auf dem guineischen Wappen. Einmal machten wir einen Ausflug und kamen an eine Elefantentränke. Zu sehen kriegten wir aber keinen.

Was uns in Guinea am schwersten fällt?

Das Klima nicht. Daran gewöhnt man sich schnell. Aber manchmal macht sich doch das Heimweh bemerkbar. Man reagiert auch stärker auf Kleinigkeiten als zu Hause. Da braucht es ein gutes Kollektiv und auch pädagogisches Geschick des Leiters.

Ob wir auch so etwas wie eine FDJ-Arbeit haben? Im Grunde machen wir in Guinea all das, was eine FDJ-Gruppe in der DDR tut. Auch bei uns in Ratoma und Kankan gibt es einen Zirkel für das Abzeichen „Für gutes Wissen". Die Gruppe in Ratoma, die länger besteht als die in Kankan, wurde mit dem Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" ausgezeichnet. Und der ist keinem in den Schoß gefallen . . . Der kakaobraune Boden um Ratoma, liebe Freunde, ist hart. Da versagt der Spaten, und die Spitzhacke muß zur Front. Doch wo anfangs zwei Meter hohes Elefantengras wuchs, ernten wir Bananen von selbst gepflanzten Bäumen. Der Baum für die wichtigste Ernte indes wurde von uns und den guineischen Freunden gemeinsam gepflanzt, ebenso wie wir ihn zusammen hegen und pflegen. Symbolisiert ist das auch in dem Gedenkstein der Freundschaft, den wir in Ratoma gesetzt haben. Wer ein Pedant ist, wird es kritisieren. Denn da dreht ja der Elefant der aufgehenden Sonne den „Rücken" zu. Aber zitieren wir pedantisch genau, was der Minister für Jugend und Sport Balde A. Diao bei seinem Besuch in Ratoma sagte: „Die FDJ hat sich seit Jahren als treuer Helfer des guineischen Volkes bewährt."

SÉKOU TOURÉ:

„Der gewachsenen Aggressivität des Imperialismus dürfen die Kräfte des Fortschritts nicht nur Absichtserklärungen entgegensetzen. Durch Proteste ließen sich die imperialistischen Mächte noch niemals entmutigen. Folglich ist eine Front der Entschlossenheit und der konkreten Aktionen notwendig, um den endgültigen Sieg der gerechten Erwartungen der Menschheit zu sichern . . .

Man kann den afrikanischen Fortschritt nicht vom internationalen Fortschritt trennen, denn es ist derselbe Imperialismus, der auf allen Kontinenten tätig ist . . .

Die subversiven Tätigkeiten und die ganze von der BRD gewährte materielle und finanzielle Hilfe bereiteten die Aggression vom 22. November 1970 vor und dienten ihrer Durchführung. Die Militärs der BRD, die hier waren, angeblich um unsere Militärs zu unterstützen, verfolgten nur das Ziel, unsere Militärkader zu korrumpieren und eine Änderung der Ordnung in Guinea herbeizuführen . . .

Wir sind im Besitz der materiellen Beweismittel für die allein von den Deutschen der Bundesrepublik durchgeführte Korruption, die sich bereits auf über zwei Millionen Dollar beläuft. Sie haben Tausende perfektionierter Kriegswaffen eingeschleust mit dem Ziel, die revolutionäre guineische Ordnung zu stürzen . . .

Unsere Theorie von der Zusammenarbeit wurde durch die schmerzliche Erfahrung bereichert, die wir erlebt haben. Deshalb würdigen wir die Haltung der ständigen Freundschaft der DDR aufrichtig."

5000.- MARK Belohnung!

Diebe waren am Werk. Aus einem Berliner Wochenendhaus wurde ein wertvoller Gegenstand gestohlen – ein Gegenstand zudem, der nicht uns gehört, sondern einem Leser des Soldatenmagazins: Dem Gewinner dieses dreiteiligen, im vorigen Heft begonnenen Preisausschreibens.

Der Sachverhalt

Der AR-Hauptpreis mit einem Wert von über tausend Mark ist verschwunden. Auf welche Weise er gestohlen wurde, galt es im Maiheft herauszufinden. Die aus prominenten Film-Kriminalisten gebildete Einsatzgruppe um Hauptmann Florian von der Mühle ist dem Täter auf der Spur. Alles deutet darauf hin, daß sich der Dieb zur Ostseeküste hin bewegt. Die Spurensicherung erfolgt nicht nur mit technischen Mitteln – insbesondere ist es nötig, all jene zu befragen, denen etwas Verdächtiges aufgefallen ist. Eine mühselige Kleinarbeit, die dabei von der zierlichen Duchessa von Guastalla und der kecken Stupsi, aber auch von Häuptling Weitspähender Falke und Soldat-General Ralf Horricht zu leisten ist. Ganz zu schweigen von der Verantwortung, die auf den Schultern des „Chefs" ruht. Jedoch: Die Beobachtungen und Mitteilungen der befragten Personen sind sehr aufschlußreich. Prüfen Sie es selbst auf diesen und den beiden folgenden Seiten! Bei genauer inhaltlicher und sprachlicher Analyse geben sie Antwort auf die bisher noch ungeklärte Frage:

Was wurde überhaupt gestohlen?

Genau das fragen wir auch alle Leser des Soldatenmagazins. Sachdienliche Hinweise (in diesem Fall die Bezeichnung des gestohlenen Gegenstandes) nimmt – wie schon im vorigen Heft – unsere Kriminalisten-Einsatzgruppe entgegen. Der Einfachheithalber richten Sie ihre Zuschriften, die selbstverständlich vertraulich behandelt werden, auf einer Postkarte bis zum 15. Juli 1972 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin
Postschließfach 7986
Kennwort: „Großfahndung".

Jeder kann viermal gewinnen

Denn jeder kann sich mit Einzellösungen an den 3 Etappen der Fahndung im Mai-, Juni- und Juliheft der „Armee-Rundschau" und mit der Zusammenfassung aller drei Einzellösungen zum kompletten Ermittlungsergebnis im Heft 7/1972 beteiligen. Also nicht nur die Einzellösung einschicken, sondern auch merken und notieren!

In jeder Folge werden unter den richtigen Zuschriften mit Einzellösungen – heute also für die Angabe des gestohlenen Gegenstandes – einmal 250 Mark sowie zehnmal 25,– Mark ausgelost. Dazu 100 Star-Postkarten unserer fünf Detektive.

GROSSFAHNDUNG

„Eindeutig eine Männerspur, tief eingedrückt – der Kerl hatte schwer zu tragen."

GROSSFAHNDUNG

„Aber nein, Herr Horricht, ein Tanzmeister heißt doch nicht Stereograph."

„So e' bleeder Heini, was Schweres zu klau'n! E' Leierkastn hätt's doch ooch gedan."

„Unbegreiflich! Da spielte direkt vor meiner Nase eine Blaskapelle, aber nichts zu sehen. Dabei hörte ich die Musik doch deutlich von links nach rechts über die Chaussee ziehen. Ob es hier spukt?"

„Blaskapelle? Ausgeschlossen. Da saß nur ein einzelner Mann mit irgendwelchen Kästen im Chausseegraben. Hören konnte ich bei dem Motorenlärm natürlich nichts."

„Bitte durchsuchen Sie mich! Ich bin unschuldig."

GROSSFAHNDUNG

„Mir hat einer meine Tasche mit Schallplatten geklaut. Und das sind dem Kommandanten seine. Ich sollte sie fürs Bordfest holen."

„An mir wäre er garantiert nicht vorbeigekommen!"

„Junge, Junge, waren das vorhin Störungen im Funkverkehr! Das krachte und kratzte. Als ich der Sache nachging, sah ich von einem Lichtmast an der Chaussee zwei lose über die Leitung geworfene Drähte herabbaumeln. Da hatte sich wahrscheinlich einer heimlich Strom abgezapft. So ein Ganove!"

GROSSFAHNDUNG

? ? ?

Drei Fragezeichen stehen bis jetzt noch über dem Hauptgewinn für das komplette Ermittlungsergebnis aus allen drei Etappen unserer Großfahndung. Bekannt ist nur, daß er einen Wert von weit über tausend Mark hat. Gesagt werden kann dagegen, daß der Gewinner an einem Septembertag 1972 mit dem Auto bei sich daheim (oder auch in der Kaserne) abgeholt, für ein Wochenende ein Zimmer im Interhotel „Stadt Berlin" beziehen, viele schöne Erlebnisse in unserer Hauptstadt haben und an diesem Tag auch den sich gegenwärtig noch hinter drei Fragezeichen verbergenden Hauptpreis in Empfang nehmen wird. Weiterhin werden unter Ausschluß des Rechtsweges unter den Einsendern des richtigen kompletten Ermittlungsergebnisses ausgelost:

10 Hundert-Mark-Scheine
10 Fünfzig-Mark-Scheine
50 Zehn-Mark-Scheine.

Also: Nicht vergessen, im nächsten Heft geht's weiter.

Wachboote auf Tragflügeln

In immer größerer Stückzahl werden zum Schutz der sowjetischen Küsten- und Grenzgewässer hochmoderne Tragflügelboote eingesetzt. Die Boote zeichnen sich durch außerordentlich hohe Geschwindigkeit, durch funkmeßgesteuerte Maschinenwaffen und leistungsfähige elektronische Einrichtungen aus. Die Waffensysteme werden von einem „Richtschützen", der mittschiffs in einer verglasten Kanzel sitzt, bedient bzw. überwacht.

Neue Mittel für den Raumflug

Eine der gebräuchlichsten Brennstoffzellen für Raumflugunternehmen gehört neuerdings zu den Ausstellungsobjekten im Kosmos-Pavillon der Allunionsausstellung der UdSSR. Die Brennstoffzelle weist folgende technische Daten auf: Pmax 1,5 kW; U 27 V; Arbeitstemperatur +100 °C; Wirkungsgrad 70%; Durchmesser 740 mm; Länge 465 mm; Masse 60 kg. Für den Einsatz in der kosmischen Elektronik wurden Oxid-Halbleiterkondensatoren (K53-4) entwickelt, die im Betriebsspannungsbereich 6...20 V bei Umgebungstemperaturen von —60...+85 °C verwendbar sind. Die Kondensatoren besitzen eine hohe Stoß- und Vibrationsfestigkeit und sind strahlungsunempfindlich.

„Minenjäger 65"

Das erste Boot einer fünf Einheiten umfassenden Serie neuer Minenräumfahrzeuge der französischen Kriegsflotte, die „Circe", ist kürzlich von Stapel gelaufen. Das als „Minenjäger 65" (chausseurs des mines 65) bezeichnete Boot hat eine Wasserverdrängung von 460 ts, ist 51 m lang, 8,90 m breit und hat einen Tiefgang von 2,45 m. Zur Minenjagd stehen dem Boot ein eintauchbares hydroakustisches Minensuchgerät sowie zwei Tauchkörper mit Eigenantrieb zur Verfügung. An den Tauchkörpern befinden sich Fernsehkameras und Sprengladungen zum Beobachten und Vernichten der von Bord georteten Minen.

Hybrid-Rechner der IV. Generation

An einer neuen Serie von Hybrid-Computern arbeitet eine Wissenschaftlergruppe aus der Technischen Militärakademie Warschau. Der Satz der Hybrid-Rechenautomaten, von denen jeder eine modernisierte Version des Computers „WAT-1001" ist, steht an der Grenze zwischen der sogenannten III. und IV. Computergeneration. Die Konstruktion der Maschinen stützt sich auf gedruckte Schaltungen und entspricht weitgehend den Erfordernissen des industriellen Einsatzes.

Schützenpanzer PSZH–IV–10

Aufbauend auf den sowjetischen Erfahrungen im SPW-Bau entwickelte die Verteidigungsindustrie der Volksrepublik Ungarn den Aufklärungs-SPW IV–10, ein zweiachsiges leichtes und schwimmfähiges Panzerfahrzeug. Der PSZH (Abk. für Aufklärungs-SPW) weist ähnliche Parameter auf wie der sowjetische Typ 40 P, besitzt allerdings keine Stützräder. Für Fahrer und Kommandant sind seitliche Einstiegstüren vorhanden. Im Wasser wird das Fahrzeug von zwei Schiffspropellern angetrieben. Die Maße sind: Länge 5700 mm; Breite 2400 mm; Höhe 2300 mm. Die Geschwindigkeit beträgt 80 km/h (Land). An Bewaffnung befinden sich ein 14,5-mm überschweres und ein 7,62-mm-MG im Drehturm.

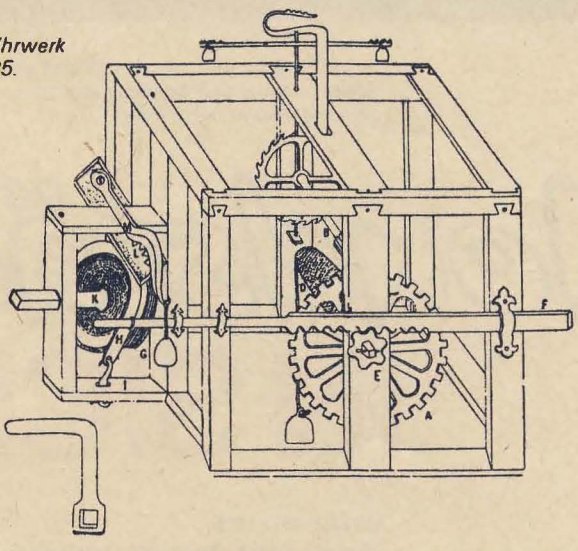
Die „infernal machine“

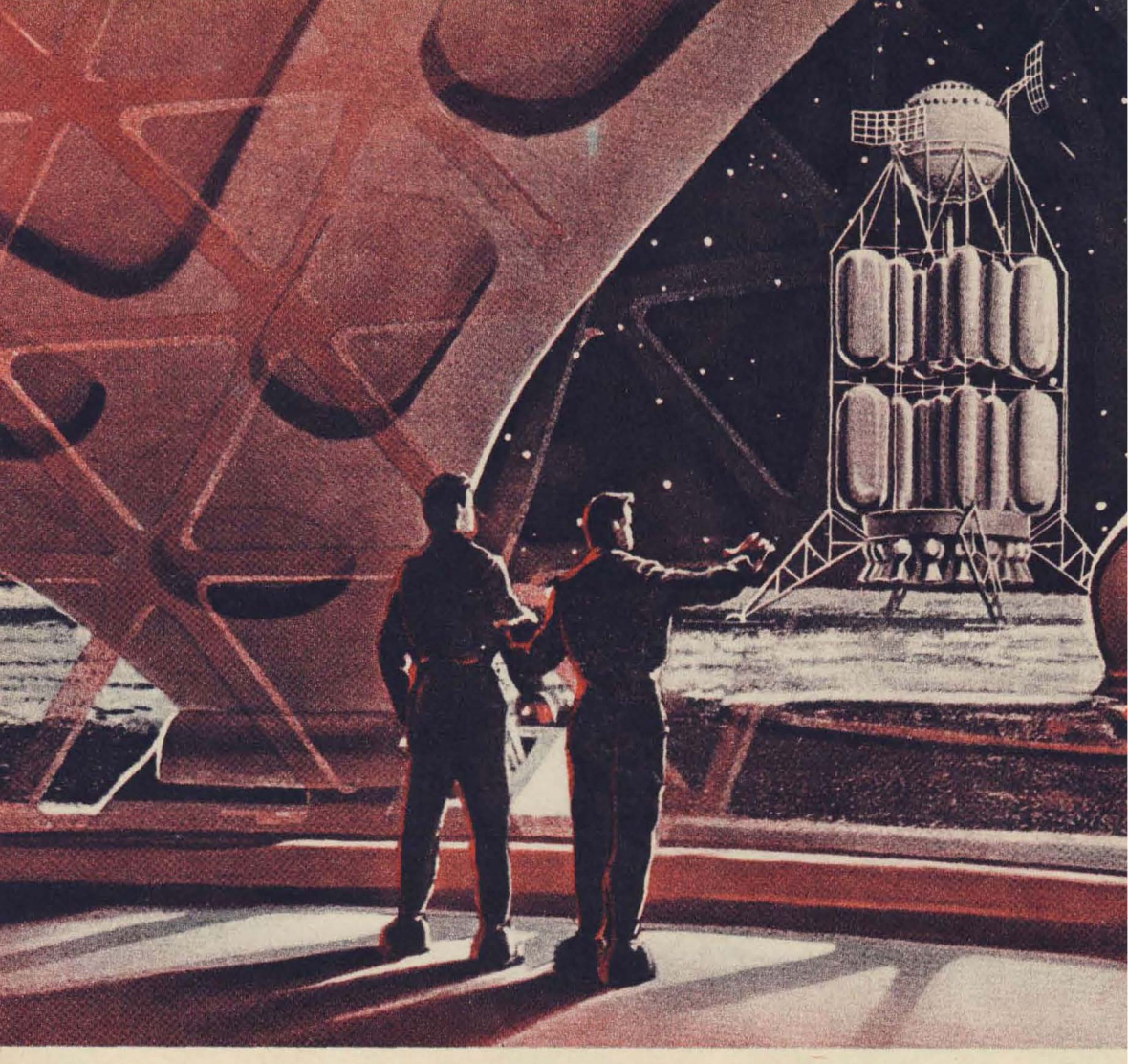
Die in vielen Kriminal- und Spionagegeschichten umhergeisternde und in der Historie nicht selten mit großem Erfolg verwendete Sprengladung mit Zeitzünder – meist „Höllenmaschine“ genannt – hat eine bewegte Vergangenheit. Sie, die meistens ein unverdächtiges Äußeres aufweist und wegen ihrer heimtückischen Wirkungsweise so benannt wird, wird schon von Jakob Kyeser 1405 in elf Strophen besungen. Kyeser empfiehlt in dieser „Fachdichtung“, hohle Knochen mit Pulver zu füllen und diese mit einer genau berechneten Zündschnur zu versehen. Da auf den Höfen und in den Gassen zu jener Zeit wegen der fehlenden Müllabfuhr und der recht einseitigen Fleischnahrung Knochen in Mengen die Städte zierten, würde ein so teuflisch präpariertes Ding kaum auffallen. Meinte Kyeser. Er vergaß nicht darauf zu verweisen, daß die Zündschnur selbstverständlich „getarnt“ anzubringen sei. Aus dem Jahre 1620 wird berichtet, daß eine ähnliche Ladung in einer Kiepe voller Eier versteckt war. Von relativ hohem technischen Niveau war der Zeitzünder, den das Sprengschiff „Hope“ trug. Es wurde 1585 von den Antwerpenern gemeinsam mit dem Sprengschiff „Fortuna“ gegen die Scheldebefestigungen des spanischen Feldherren Alexander von Parma geschickt. Schiller schrieb davon in der „Geschichte des Abfalls der Niederlande“. Der Zeitzünder war ein vorwiegend aus hölzernen Teilen gefertigtes Uhrwerk, das vor Fahrtbeginn aufgezogen wurde. In genau berechnetem Gang bewegte ein Zahnrad eine Zahnstange, die zum vorher bestimmten Zeitpunkt den Zündhebel freigab. Dadurch wurde die Brennzündung ausgelöst, die zur Detonation und zu einem schlagartigen Brand führte. Das Feuer sollte dann auf die Verteidigungsanlagen übergreifen. Ob es am Namen des Schiffes gelegen hat? Der „Hope“ (Hoffnung) blieb der Erfolg versagt – nicht weil der Zünder ausfiel, sondern weil sie auf eine Sandbank lief. „Fortuna“ (Glück) dagegen war mit einer Luntenzündung versehen. Sie erreichte die Sperren und zerstörte eine Schiffsbrücke, wobei 500 Spanier vom Tode ereilt wurden.

Der Name Höllenmaschine kommt aus dem maritimen Bereich. „Infernal machine“ – teuflische Maschine, höllisch Maschine, Höllenmaschine – so hieß ein Sprengschiff, das der Holländer Willem Meester 1693 den oben genannten Schiffen nachbauen ließ. Es wurde noch im gleichen Jahr erfolgreich eingesetzt.

Klaus Krumsieg

Die Abbildung zeigt das hölzerne Uhrwerk der „Hope“ von 1585.

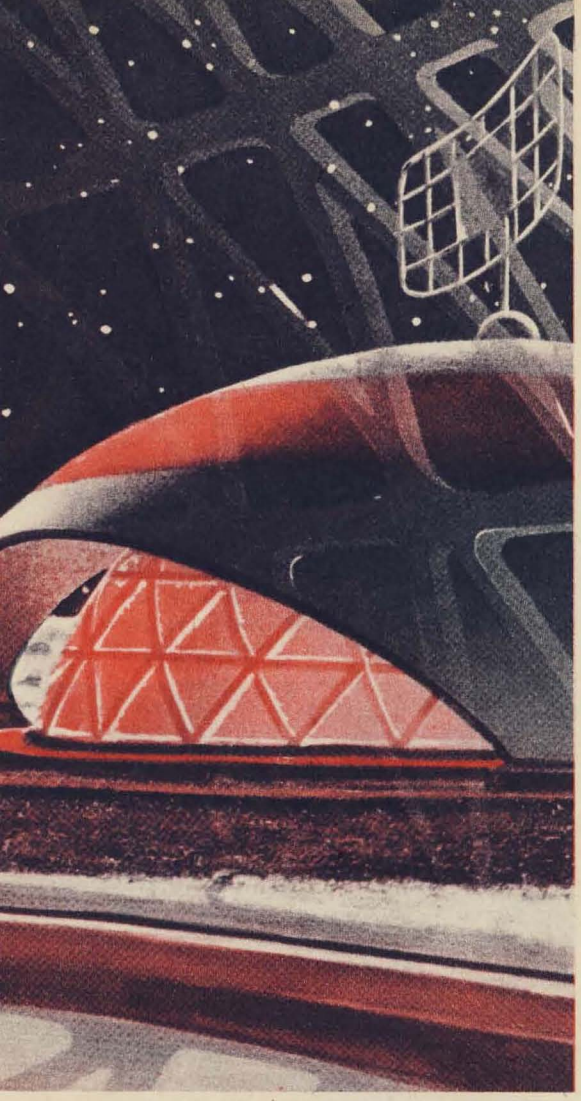




In der „Mondstadt". So stellen sich die sowjetischen Weltraum-Maler Leonow und Sokolow den Bau (unten) und die Stadt der Wissenschaftler (oben) vor.

Mondstädte IN SICHT?

HEINZ MIELKE,
Vizepräsident der Astronautischen Gesellschaft der DDR

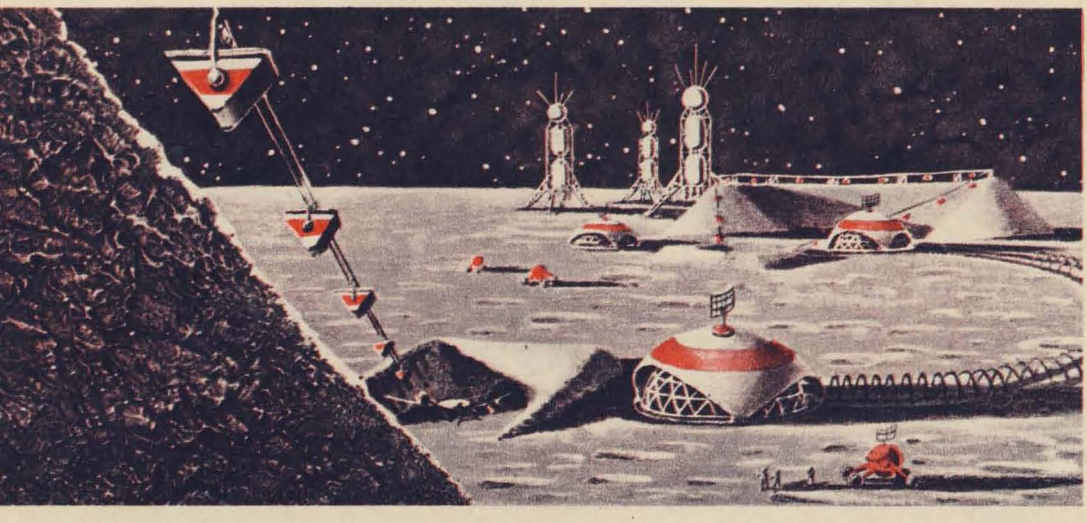


Über den Erdtrabanten als Forschungsobjekt ist bereits viel geschrieben worden. Auch darüber, daß der Mensch eines Tages direkt auf dem Mond arbeiten wird. Schon zur Zeit des XV. Internationalen Astronautischen Kongresses 1964 in Warschau, gab es dazu ernsthafte Überlegungen. Damals bemühte sich die IAF, die Internationale Astronautische Föderation, darum, durch eine aus Wissenschaftlern und Technikern verschiedener Nationen gebildete Fachkommission die Möglichkeiten für den Bau eines zukünftigen internationalen Mondlaboratoriums untersuchen zu lassen. In diesem Zusammenhang erwuchs die kühne Prognose: Aufbau eines Mondlaboratoriums in den Jahren 1975 bis 1980! So dachten die Experten fünf Jahre vor der ersten Landung eines Menschen auf dem Mond und sechs Jahre vor der ersten vollautomatischen Überführung von Mondgestein zur Erde.

Wie sieht es heute mit den realen Möglichkeiten in dieser Richtung aus? Wird es bald Werk- und Wohnstätten auf der Oberfläche oder in der Tiefe des Mondes geben?

Eilen wir der Zeit etwas voraus. Gehen wir in Gedanken auf den natürlichen Satelliten unserer Erde. Versetzen wir uns in die Zeit, da der Mensch auf dem Mond wie auf der Erde zu Hause sein wird.

Für die Beobachter auf dem hohen Kamm des Kap Fresnel, am nördlichen Ende der Mond-Apenninen, entwickelt sich ein in der lautlosen Welt dieses Himmelskörpers fast gespenstisch anmutendes Geschehen. Langsam schiebt sich ein niedriges kastenförmiges Fahrzeug, an dem vorn und hinten je ein periskopähnliches „Auge" sowie mehrere Antennen auffallen, über den flachen Randwall des kleinen Nordkraters. Es manövriert geschickt durch die fast kubikmetergroßen Blöcke eines Geröllfeldes und fährt den



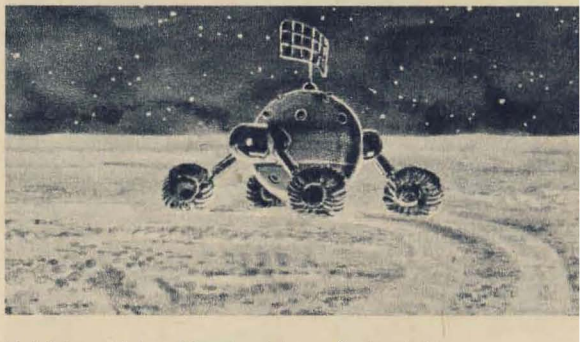
äußeren Kraterabhang hinunter. Einige hundert Meter weiter folgt das Mondvehikel dem weit geschwungenen Rand einer talförmigen Mondrille, klettert schließlich die flache Hangböschung hinunter und bewegt sich schnurgerade auf ein anderes, recht merkwürdiges technisches Gebilde zu, das da am Grunde der Rille eifrig arbeitet. An der ebenfalls mit einem Fahrwerk versehenen Konstruktion heben sich Bohrgestänge. Lange Teile mit innen befindlichen Bohrkernen wandern auf eine Halterung, auf der schon andere Rohrstücke mit Mondmaterial liegen. Ein Manipulator befördert noch einige von der Oberfläche aufgenommene Proben in außen angebrachte Plastbehälter. Da ist der „Karton auf Rädern" heran, und wie auf das Kommando eines unsichtbaren Verlademeisters beginnt das Bohrwerk die Ausbeute seinem Transporter-„Kollegen" zu übergeben. Jener verschwindet bald wieder auf seiner alten Spur hinter den Hängen der nahen Mondformationen. Kein Mensch ist weit und breit zu sehen.

Nach einer Fahrstrecke von ein paar Dutzend Kilometern erreicht der Transporter ein flaches, fast ebenes Gebiet. Dort hält er wieder mit geradem Kurs auf ein spinnenähnliches Gerät zu, das auf vier Stelzbeinen „wartet". Bei der „Spinne" angekommen, manövriert er eine Rampe unter den Stützbeinen hinauf, bis er auf einer Plattform zum Halten kommt. Er ist der letzte Ankömmling, denn auf anderen Plattformen stehen bereits ähnliche Transportfahrzeuge. Haltearme fesseln ihn an die „Spinne", die nach kurzer Zeit von der Mondoberfläche abhebt und in eine immer flacher verlaufende Bahn einschwenkt.

Einige tausend Kilometer südlich wird das Fluggerät bereits erwartet. Auf der ebenen Innenfläche des Ringgebirges Ptolomäus landet der Apparat in der Nähe ortsfester technischer Einrichtungen. Die kuppel- und zylinderförmigen Gebilde gehören zu der hier eingerichteten ersten großen internationalen Mondstation. Sogleich fahren mehrere Mondmobile heran, die mit zwei Menschen in Raumanzügen besetzt sind. Sie „nehmen" die Hebebühnen von der „Spinne" und verladen sie sich huckepack. Nach kurzer Fahrt passieren sie die Luftschleuse eines gewölbt überdachten Hangars. In den unter der Mondoberfläche gelegenen Arbeitsstätten der Station wird die Fracht an Spezialisten übergeben, die sie in den Laboratorien untersuchen. Die Ergebnisse der Analysen gehen mit der nächsten Rakete ab zur Erde . . .

Inwieweit entspricht diese vorgegriffene Schilderung den realen Möglichkeiten, ist das Mondlabor ein reales Projekt?

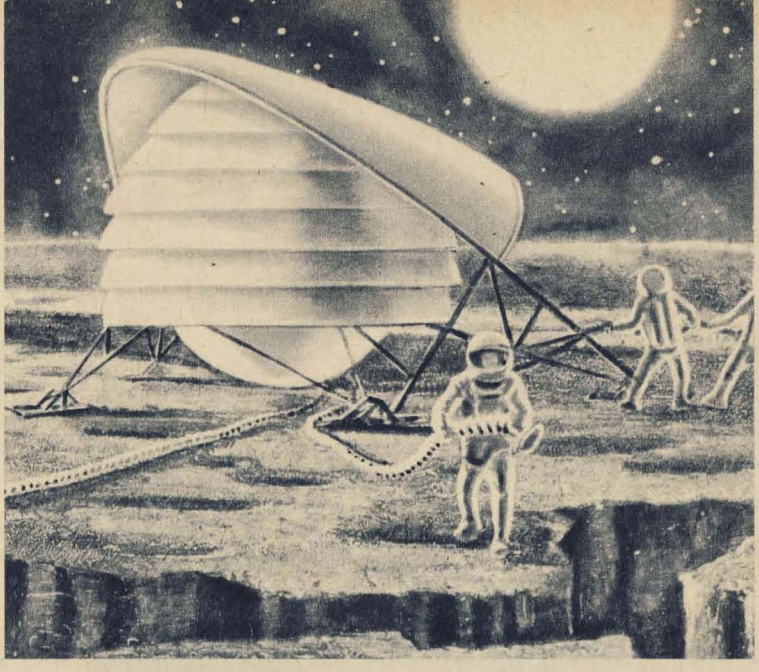
Unter dem Gesichtspunkt der wissenschaftlichen und technischen Voraussetzungen gesehen ist seine Errichtung zweifellos real. Allerdings wird man nicht gleich von Anfang an einen sehr vielseitig und komfortabel ausgebauten Komplex von Wohn- und Arbeitsstätten mit versorgungstechnischen Einrichtungen schaffen können. Zunächst wird man sich aus den verschiedensten Gründen mit technisch relativ einfachen und zweckmäßigen Lösungen zufrieden geben müssen. Erst später, wenn genügend Vorarbeiten zur gründlichen Erkundung des Bauplatzes Mond geleistet worden sind und auch über längere Zeit mit Transportgeräten an einer ausgewählten Stelle der Mondoberfläche die notwendigen technischen Dinge angesammelt wurden, kann an den stufenweisen Ausbau auch größerer Anlagen gedacht werden. Die funktionellen Einrichtungen und damit die Grundstruktur der Stationen werden in allen Fällen weitgehend ähnlich sein, weil die hauptsächlichen betriebstechnischen Probleme einerseits von der speziellen Technik des Raumfluges und andererseits von den Umweltbedingungen des Mondes abhängig sind. Auch bei den einfachsten Prototypen künftiger Mondstationen muß daran gedacht werden, der Besatzung für einen längeren Aufenthalt ein schützendes „Heim" gegen alle



Unbilden auf dem Mond zu bieten. So ist nicht nur an den hermetischen Abschluß aller Wohn- und Arbeitsräume zu denken, sondern auch an die zuverlässige Atemluftversorgung mit Klimaregelung. Ebenso gilt es, für den Schutz aller empfindlichen Einrichtungen vor den extremen Außentemperaturen zu sorgen. Daß Nahrungsreserven angelegt werden, ist selbstverständlich. Ebenso, daß eine gewisse Bequemlichkeit gewährleistet wird, die für die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit bedeutsam ist. Und nicht zuletzt: Ohne die raumflugtechnische Absicherung für den Rückflug bzw. einen Pendelverkehr zwischen Erde und Mond wird man keine Station errichten.

Die für den Anfang sinnvollste Lösung dürfte die Fundus-Methode sein; d. h., daß man mit unbemannten Transport-Raumflugkörpern am Ort der künftigen Station die entsprechenden technischen Geräte, Einrichtungen und Versorgungsmittel anlandet. Diese Transportflüge könnten mit maximalem und deshalb sehr ökonomischem Nutzmasseanteil der Erde-Mondtransporter stattfinden, weil die abgesetzten Teile oder Komplexe nicht mehr zur Erde zurückzukehren brauchen. Sie wür-

Mondmobile werden unterschiedliche Formen haben – je nach Einsatzmöglichkeit. Raupenfahrzeuge werden wohl kaum Verwendung finden, weil sich erwies, Lunochod bestätigte es, daß Räderfahrzeuge völlig ausreichend sind (Bild links). Noch gänzlich unbekannt sind uns die technischen Bauwerke. Ihre Formen werden sehr variabel sein.



den zweckmäßigerweise gleich als für bestimmte Funktionen vorgefertigte und dementsprechend ausgerüstete Standardmoduln ausgelegt sein, beispielsweise als zentraler Energieversorgungsblock, als Wohneinheit oder Werkstatt, als Laboratorium oder Observatorium.

Erst nach Sammlung aller dieser Dinge gehen die Mannschaftsraumschiffe auf Fahrt. In der ersten Etappe kämen Besatzungen zwischen drei und neun Mann in Betracht, die sich in erster Linie mit Monderkundung und Weltraumforschung befassen würden.

Der Betriebsablauf in einer solchen Mondstation ist von ihrer Struktur bereits vorgezeichnet. Die Arbeit der Stationsmitglieder wird sich hauptsächlich auf die Installation, Justierung, Wartung und Reparatur der kostbaren wissenschaftlichen Geräte konzentrieren. Weiterhin wird das Programm komplizierte Spezialarbeiten bei Exkursionen sowie bei der sofortigen Auswertung von bestimmten Materialien umfassen.

Da alle Anlagen, die auf der Mondoberfläche bleiben, durch Strahlungs- und Meteoriteneinwirkung gefährdet sind, erhalten sie Schutzüberzüge aus Schaumplast-Folie-Verbundstoffen. Dieser Werkstoff, der sich auch zur Errichtung von Bauten auf der Oberfläche und zur Auskleidung künstlich geschaffener Hohlräume eignet, könnte sogar aus mitgebrachtem Material auf dem Mond produziert werden.

Wie wird sich der Mensch fortbewegen, vor allem über weite Strecken? Grundsätzlich muß er außerhalb der Gebäude den Raumanzug mit dem dazugehörenden Klimatornister tragen. Kurze Strekken geht er zu Fuß, längere werden im Mondmobil zurückgelegt. Bestimmt wird es verschiedene Typen geben, Arbeits- und Transportfahrzeuge, „Reise"-Mobile und andere. Die Prototypen sind ja bereits erprobt. Denken wir an den Lunochod, den Prototyp eines unbemannten Mondmobils, oder an das Gefährt der „Apollo"-Leute, einen Selbstfahrer, der irdischen Fahrzeugen ähnlich ist.

Die unbemannten Mobile dürften sich vor allem als „Fernaufklärer" einen festen Platz erobern. Sie könnten vielseitige Aufgaben erfüllen und brauchten auch nicht mehr von der Erde aus gesteuert zu werden. Den Mond umkreisende Funkrelaissatelliten würden diese Aufgabe übernehmen.

Natürlich wird sich einmal aus der kleinen Pionier-Station ein großer Komplex und aus diesem einmal eine Mondstadt entwickeln. Bis dahin muß allerdings noch viel geforscht und erkundet werden. Allein die einfache Station wird schon ein großer Erfolg sein, ganz gleich ob sie nur zeitweilig besetzt sein wird oder ständig.

Ob man einmal ausschließlich auf der Mondoberfläche bleiben wird und ein Verbundsystem von Bauten bzw. Zusatzbauten aus speziellen Werkstoffen errichtet oder teilweise die Räume in den Mondboden gräbt, wird sehr von den künftigen Erfahrungen aus der Mondforschung abhängen.

Eins steht jedoch fest: Wenn auch die bisherigen Fortschritte der Mondflugtechnik beeindruckend sind und zahlreiche Experten in der positiven Bewertung der Mondstation durchaus übereinstimmen, so haben die ökonomischen Seiten gezeigt, daß die seinerzeit getroffene Prognose allzu optimistisch war. Andere, für die Gesellschaft gegenwärtig wichtigere, weil unmittelbar Nutzen bringende Aspekte der angewandten Raumfahrttechnik lassen die reizvolle Vision von Mondstädten noch in die ferne Zukunft rücken.

Streifengang mit Hindernissen

H. Krause

Ein Doppelposten der Armee
trifft nach vollbrachtem Tagewerke,
vor einem Campingzelt am See,
auf einen „Gegner" gleicher Stärke.

Ein Angriff mit geballtem Charme?
Ein Feuerstoß von heißen Blicken?
Zwei Postenherzen schrein'n: Alarm!
Die Liebe fällt uns in den Rücken!

Man nimmt sie peinlich ins Verhör.
Sie wehren sich mit süßen Reden.
Doch diese Masche zieht nicht mehr:
Zwei Stunden Campingdienst für jeden!

Stellt man sich sonst auch gerne taub,
hier folgt man hilfsbereit und helle,
befreit die Decke kühn vom Staub
und die Kartoffeln von der Pelle.

Man ackert bis die Wangen glühn.
Der „Feind" aalt sich im Sonnenscheine.
Man möchte gerne Leine ziehn
Und zieht dann doch nur brav die Leine.

Vergessen ist die Küchenschaft,
die Knollenqual, der Gang zum Bronnen.
Die herzliche Gefangenschaft
hat jedoch eben erst begonnen.

Ulf zog den Kampfanzug an.
Ich weiß zu wenig, sagte er sich. Alle anderen wissen mehr als ich, der eine dies, der andere das, und wenn das so bleibt, wenn es mir nicht gelingt, alle Fäden wieder in die Hand zu bekommen, werde ich den Dingen ewig hinterdreinrennen.
Verdammt noch mal, wo bin ich nur hingeraten? Es muß ja so aussehen, als ob mir am ersten harten Brocken die Zähne ausbrechen . . . Recke war entschlossen, nicht aufzugeben. Er prüfte den Sitz des Koppels und der Ausrüstungsstücke, lief zur Waffenkammer und holte seine Maschinenpistole. Eine Minute vor fünfzehn Uhr war er bei seinen Soldaten.
Der Zugführer erläuterte Thema und Lehrziel, leitete die Erwärmungsübungen, und Ulf führte seine Gruppe zur Sturmbahn. Es war naßkalt, die Erde war überall mit matschigem Schnee bedeckt, und in den Fußabdrücken bildeten sich augenblicklich kleine Pfützen. Noch einmal erläuterte Recke die Aufgabe und blickte einen nach dem anderen an. Schoner hielt verlegen die Augen gesenkt, Kohlhas, ein wenig blaß, schaute gemacht gleichgültig an ihm vorüber, die anderen folgten aufmerksam seinen Worten. Der lange König trat von einem Bein aufs andere und betrachtete mit säuerlichem Gesicht den Schneematsch und die vor ihm liegenden Hindernisse.
„Zu Beginn überwinden wir die einzelnen Abschnitte paarweise", befahl Ulf. „Einer nach dem anderen, mit gegenseitiger Unterstützung. Soldat Kohlhas, zu mir!"
Sie sprangen nebeneinander in die Ausgangsstellung, schleuderten die ersten Wurfgranaten und rannten zum Drahthindernis. Das Schneewasser spritzte nach allen Seiten. Eng an den Boden gepreßt unterkroch Ulf die Drähte.
„Schneller!" forderte er, als Kohlhas zurückblieb. „Tiefer 'runter und schneller!" Er sprang als erster auf, packte den Soldaten an den Armgelenken, zerrte ihn aus der Vertiefung, die sich im Laufe der Monate unter den Drähten gebildet hatte, und gab den Befehl für das nächste Paar. Kohlhas blieb neben ihm stehen und streifte mit den Händen das Wasser vom Kampfanzug. Vor ihnen wanden sich Raudorn und König durch den Schnee. Der Lange zog den Bauch ein, versuchte auf den Knien zu kriechen und blieb immer wieder an den Drähten hängen; er erreichte das Ende der Sperre erst, als der kleine, flinke Raudorn längst aufgestanden war und ihn anfeuerte.
„Das Ding ist viel zu eng für mich!" keuchte der Lange, als er endlich aufsprang.
„Ehrlich, da kommt ja kaum ein Hund durch! Meine Güte, die Klamotten . . ."
„Erzählen Sie keinen Unsinn!" wies Ulf ihn zurecht. „Sie haben Scheu vor der Nässe, das ist alles. In die Ausgangsstellung, und das Ganze noch einmal. Vorwärts!"
„Genosse Feldwebel . . ."
Raudorn ließ ihn nicht ausreden. „Los, Langer!" flüsterte er. „Reiß dich zusammen."
Sie rannten zurück, Ulf hörte König schimpfen, und er bemerkte, daß Kohlhas mit unbewegtem Gesicht stand und zuschaute.
Der Schwebebalken bildete kein ernsthaftes Hindernis; nur mußte man bei diesem Wetter etwas umsichtiger sein. Erst an der Eskaladierwand gab es erneut Schwierigkeiten, Kohlhas schaffte sie nicht. Er ging sie mehrmals an, glitt aber jedesmal mit der Stiefelspitze ab und hatte nicht genügend Kraft in den Armen, sich hinaufzuziehen, bis Ulf ihn schob. Hier war König Meister; unter dem Gelächter der anderen erreichte er die Oberkante mit einem einzigen Schritt, warf seine langen Beine durch die Luft

Karl Wurzberger

und sprang auf der anderen Seite hinunter. „Es hat alles seine Vor- und Nachteile!" rief König außer Atem. „Ein hohes Fahrgestell ist auch was wert!"
Sie sprangen über den Graben, durchstiegen die Balkensperre und warfen Handgranaten auf die Giebelfenster der Häuserwand. Kohlhas, der alle Energie aufgeboten hatte, neben Ulf zu bleiben, schaffte es nicht mehr. Die erste Granate polterte gegen die Bretter, die zweite fiel bereits einige Meter vor dem Ziel zu Boden, und die dritte behielt er in der Hand. Er ließ den Arm sinken.
„Nehmen Sie einige Schritte Anlauf", forderte Ulf.
„Es hat keinen Zweck. Ich konnte als Kind schon nicht werfen."
„Nehmen Sie Anlauf, und werfen Sie!" befahl Ulf. „Sie sind kein Kind mehr."
Kohlhas erwiderte nichts, verzog den Mund und warf, warf mit aller Kraft, aber so ungeschickt, daß die Granate zur Seite flog und weitab vom Ziel in den Schnee klatschte. Er blieb stehen. „Es geht wirklich nicht."
„So kann es nicht gehen. Sie werfen wie ein

Kind seinen ersten Schneeball. Sie wollen alles mit dem Arm machen. Der ganze Körper muß dabeisein!"
„Ich weiß es. Sie sind nicht der erste, der mir das sagt. Es geht trotzdem nicht."
„Wir werden sehen."
Sie traten zur Seite und beobachteten die anderen. Auch hier gewann König; er war der einzige, der alle drei Wurfgranaten ins Ziel brachte.
„Ausgezeichnet. Genosse König!" lobte Ulf, und der Lange murmelte halblaut und verlegen:
„Man tut eben, was man kann!"
„Die Häuserwand ist das schwierigste Hindernis", erklärte Ulf. „Wir steigen durch das mittlere Fenster. Hier kommt es besonders auf gegenseitige Unterstützung an . . ."
Kohlhas rieb seinen rechten Arm und blickte zu der genannten Fensteröffnung, die etwa drei Meter über dem Erdboden lag. Man mußte, wollte man sie erreichen, zunächst in die untere Luke steigen und dann schräg hinaufklettern.
„Haben Sie sich verletzt?" fragte Ulf.
„Nein. Es zieht nur in den Gelenken."
„Also: Vorsicht beim Absprung, nicht hängenbleiben und mit beiden Füßen zugleich aufkommen. Vorwärts!"
Im Laufen warfen sie die Waffe über die Schulter und streiften sie auf den Rücken. Ulf war als erster an der Wand, zog sich hinauf und kletterte zum Mittelfenster. Kohlhas folgte ihm auf den Fersen. „Greifen Sie zu!" forderte Recke und hielt Kohlhas seine Hand entgegen. „Los!"

Illustration: Wolfgang Würfel

Sekunden später hockte der Soldat neben ihm auf dem schmalen Balken und starrte atemlos auf der anderen Seite hinunter. Von hier schien es noch höher als von unten.
„Festhalten, ich springe!" rief Ulf, stieß sich von den Brettern ab und kam gut auf. „Vorwärts!" befahl er. „Ich passe auf."
Kohlhas kauerte in der Öffnung, starrte hinunter und klammerte sich an die Seitenwände.
„Augenblick", bat er leise. „Ich habe noch nicht den richtigen Stand . . ."
Ulf wußte, daß der Soldat Angst hatte.
„Kräftig abstoßen und springen! Ich fange Sie auf."
Kohlhas setzte zweimal an, glitt mit dem Stiefel ab und konnte sich gerade noch festhalten. Seine Hände begannen zu zittern.
„Springen Sie!" befahl Ulf. „Im Ernstfall kann jedes Zögern das Leben kosten!"
„Ich kann nicht!"
„Springen Sie!"
„Herrgott, sehen Sie denn nicht, daß ich nicht kann. Es ist zu hoch!"
„Es ist nicht zu hoch. Angst können wir uns nicht leisten. Vorwärts!"
„Also auf Biegen und Brechen!" keuchte Kohlhas. „Zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl. Das gab es schon einmal!"
Sie starrten sich an, und Ulf sagte leise: „Sie irren. Wir machen unseren Stahl ohne Krupp. Springen!"
Da schloß Kohlhas die Augen, stieß sich ab und sprang neben dem Feldwebel zu Boden. Ulf packte seinen Arm und riß ihn hoch.
„Das ist . . .", keuchte Kohlhas. „Ich sage Ihnen, das ist . . ."
„Das ist nichts als notwendig. Bitter notwendig, Genosse Soldat!"
„Ich bin kein Held, und aus mir werden Sie auch keinen machen. Jeder Mensch hat seine Grenzen!"
„Der Mensch setzt seine Grenzen selbst. Dem einen genügen vier Wände, und dem anderen ist die Erde zu eng. Und zu dem hier braucht er kein Heldentum, hier genügt schon ein wenig Mut."
„Sie haben ein ausgemachtes Talent, alles so weit fort zu verlegen, daß es für alles und jedes zutrifft", entgegnete Kohlhas.
„Irgendwo in den Weltraum oder in das Reich der Theorie. Hier geht es um mich und um meine Grenzen!"
„Dann haben Sie eine Ihrer Grenzen übersprungen", entgegnete Ulf lächelnd. „Eben in diesem Augenblick."
Der kleine, durchtrainierte Raudorn zog sich mit einem einzigen Schwung in das obere Fenster und zerrte König hinter sich her. Der Lange strampelte mit den Beinen, glitt ein paarmal ab und hangelte sich dann doch in die Öffnung.
„Meine Güte!" sagte er, als Raudorn absprang.
„Das ist ja höher, als ich dachte!"
„Komm 'runter!" rief Raudorn.
„Bin ja schon unterwegs!" entgegnete König. Er drehte sich um und ließ sich, die Hände am unteren Lukenrand, die Bretter heruntergleiten.
Alles ging so schnell, daß Ulf es nicht hatte verhindern können, und die anderen begannen verstohlen zu lachen.
„Sie sind ein Witzbold", sagte Ulf schließlich. „Der Absprung gehört genauso zur Übung wie der Wurf. Los, noch einmal!"
„Es ist doch egal, wie man 'runterkommt, Genosse Feldwebel. Hauptsache, die Knochen bleiben ganz."
„Sie hingen an der Wand wie eine lebende Zielscheibe", erklärte Ulf geduldig. „So etwas muß schnell gehen. Man darf dem Gegner keine Zeit lassen, verstehen Sie."
„Freilich. Aber was nutzt das alles, wenn ich unten bin, und die Beine haben einen Knick . . ."
„Darum üben wir ja. Vorwärts, Wiederholung!"
Es ging viel besser, als König geglaubt hatte.
„Na also!" rief Ulf befriedigt. „Manchmal fehlt's nur an Mumm!"
König befühlte erneut seine Knie und erwiderte: „Da ham Sie recht, Genosse Feldwebel. Manchmal weiß man selbst nicht, was in einem schlummert. Ehrlich . . ."
Die anderen lachten, selbst Kohlhas verzog den Mund, und auch Ulf konnte sich nicht mehr beherrschen. Er lachte mit, bis ein Blick auf die Uhr ihn belehrte, daß es höchste Zeit war, mit der geschlossenen Übung zu beginnen. Danach überwanden sie die Sturmbahn in der Gruppe.
Nach fünfzehn Minuten war die Aufgabe geschafft, und Ulf war zufrieden. Als sie verschmutzt und erschöpft zur Kaserne marschierten, stand Hartmann am Eingang und winkte Recke zu sich.
Recke trat zu Hartmann, nahm Haltung an, aber der Oberleutnant winkte ab und sagte: „Ich habe mal die Zeit gestoppt. Nicht gerade umwerfend, aber auch nicht schlecht. Geht es vorwärts mit der Gruppe?"
„Ich denke schon."
„Wir müssen uns mal Zeit nehmen und in Ruhe darüber sprechen."
Für heute war die Ausbildung beendet.

●

Im September dieses Jahres erscheint im DMV Karl Wurzbergers Roman „Nebel fallen nicht von selbst". Unser Auszug machte Sie, liebe Leser, bekannt mit den Haupthelden des konfliktreichen Geschehens: Gruppenführer Feldwebel Recke und Grenzsoldat Kohlhas, einem intelligenten Burschen, der jedoch zu Widersetzlichkeiten neigt und sich in der Rolle eines Außenseiters gefällt, weil er glaubt, dadurch echten Anstrengungen aus dem Wege gehen zu können.

Sawwa Dangulowa: „Diplomaten"

Verlag Volk und Welt, Berlin 1972, 650 S., 11,80 Mark.

Um es anfangs gleich zu sagen: Dies ist ein Buch, das einige Aufmerksamkeit vom Leser fordert. Aber sie zahlt sich dem aus, der durchhält. Im Roman wird das erste Jahr der Sowjetunion aus bisher kaum behandelter Sicht gezeigt, die neue sowjetische Diplomatie; Petrograd und Moskau in den Jahren 1917, 1918. Im Ausland arbeiten zum Teil noch die alten russischen Botschaften, in Petrograd hatten Rote Matrosen das Winterpalais gestürmt. Die junge Sowjetmacht mußte sich Geltung verschaffen, und das auch auf diplomatischem Parkett. Einhellig hatten die dem Zaren verschworenen Diplomaten jede Zusammenarbeit mit der neuen Regierung abgelehnt, konservativ bis auf die Knochen waren sie Verbündete des abgewirtschafteten Regimes und Partner der bürgerlichen Demokratien geblieben. Aber die Sowjetmacht brauchte auch in ihrem Außenministerium, in ihren Botschaften zuverlässige Mitarbeiter. Da wird Nikolai Repnin in einer Nacht des Jahres 1917 ins Winterpalais geholt. Wenig später steht er vor Lenin, der ihn auffordert, mitzutun. Repnin lehnt ab.
Repnin, obwohl seiner Haltung nach Verbündeter der Bolschewiki, hat zu lange im Dienst des Zaren gestanden, hat Vorbehalte und bekennt dies offen. Doch so nach und nach gewinnt er Vertrauen, wie Lenin es schon zu ihm hatte. So fährt er dann auch in wichtiger Mission nach Berlin, verhandelt als Beauftragter des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten, wird Mitarbeiter von Litwinow und Tschitscherin.
Dieses Buch zeigt die Konflikte, die ein Diplomat durchzustehen hatte, ehe er sich entschloß, seine Dienste der jungen Sowjetmacht zur Verfügung zu stellen, es macht die ersten wesentlichen Schritte der Sowjetunion in der Diplomatie deutlich, beleuchtet die Schwierigkeiten beim Abschluß des Brester Friedensvertrages mit Deutschland. Das Buch ist dort am stärksten, wo es den alten, erfahrenen Diplomaten, der sich auf die ungewohnten neuen Grundsätze der Sowjetdiplomatie erst einstellen muß, im Kontakt mit Lenin zeigt. Dort ist Lenin nicht allein der erprobte Revolutionär und Politiker, er ist der Partner eines Menschen, der noch viel zu lernen hat. *G. C.*

Ferdinand und Käte May: „Lautlose Fronten"

Militärverlag der DDR, 408 S., 9,10 Mark.

In diesem Roman, der keinen Anspruch auf historische Dokumentation erhebt, entlarven die Autoren den inhumanen, volksfeindlichen Charakter des faschistischen Regimes und seine barbarischen Herrschaftsmethoden. Es wird das Wirken des faschistischen Spionage- und Diversionsapparats bei der Vorbereitung und Durchführung des zweiten Weltkrieges gezeigt. Den Autoren gelingt es, den Chef der Abwehr, Canaris, der Mythen zu entkleiden, die eine bürgerlich-imperialistische Geschichtsschreibung um ihn gewoben hat.

Das Geständnis eines Polizeikommissars vor dem Staatsanwalt der Republik

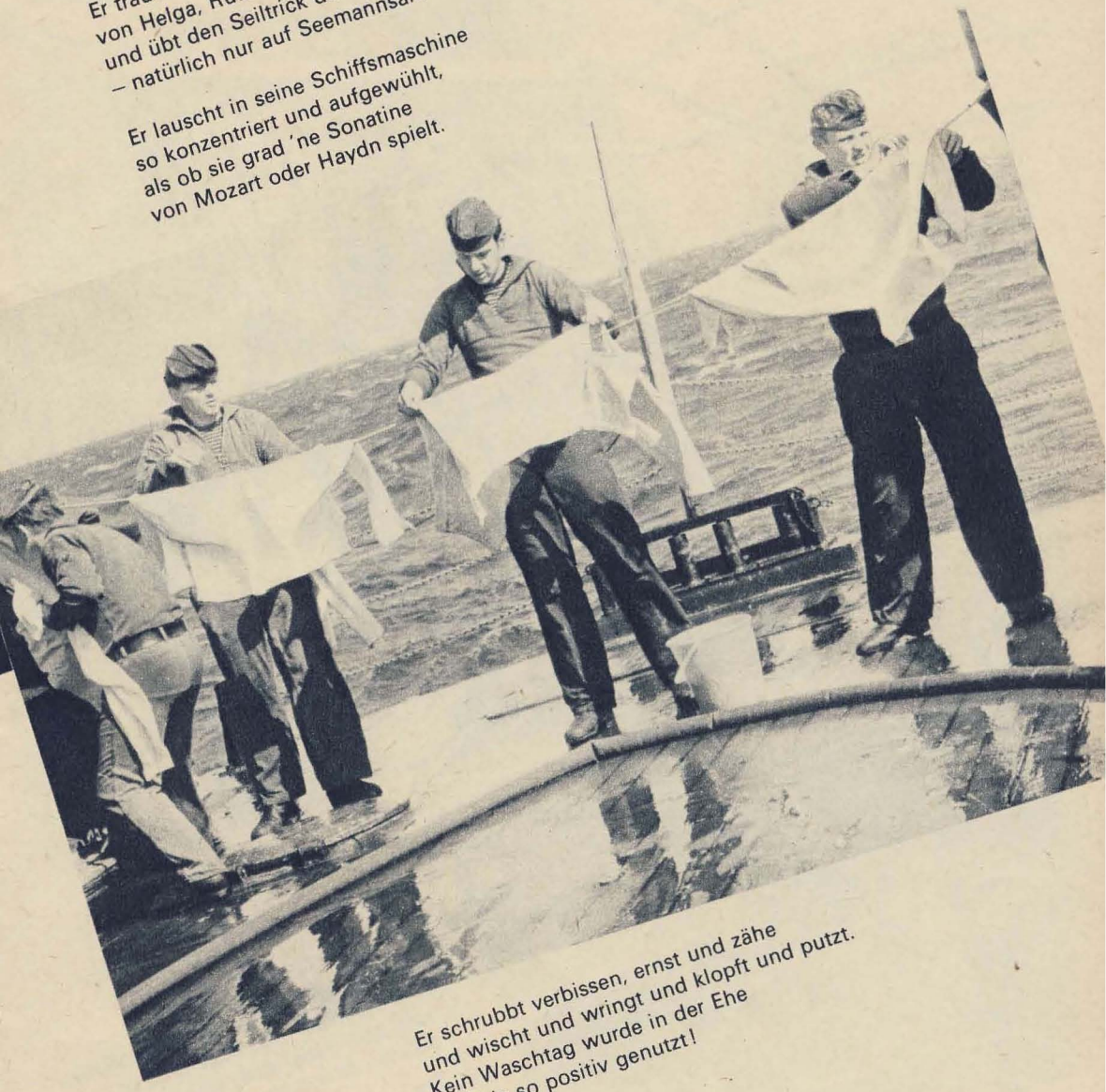
Sizilien, die Insel. Palermo, die Hauptstadt. Über ihnen ein brutaler Gewalt-, also Machthaber: die Maffia. Die Maffia, deren Mitglieder nicht zu greifen sind, wenn man sie auch kennt. Die staatliche Macht, republikanisch berufen, die Gewalt der Maffia zu brechen, wird klein und nutzlos bei allem, wohinter die Maffia, diese festverfilzte und weitverzweigte Kumpanei von Unternehmer- und Verbrechertum, steckt. Denn deren zähe Fäden reichen bis hinein in den korrupten Staatsapparat. Wie soll ein Kommissar der Polizei dagegen ankämpfen oder ein junger Untersuchungsrichter, der nichts besitzt als seine Ideale von der Gerechtigkeit? Daß sie unter den Bedingungen ihres Staates machtlos sind, daß sie Unerbittlichkeit und Konsequenz mit ihrem Leben bezahlen (wie der Polizeikommissar) oder (wie der Richter) durch Resignation zu Mitschuldigen werden, das zeigt in erregender, aktionsbetonter Weise dieser italienische Film von Damiano Damiani mit Martin Balsam und Franco Nero in den Hauptrollen. Es mutet hierzulande ausgeklügelt an: der Mord an dem Attentäter, der Mord an dem Gewerkschafter, der Mord an dem Mordzeugen, der Mord an der mitwissenden Frau des Ermordeten, schließlich der Mord an dem Kommissar . . ., doch wahr ist: Diese Untaten, aktenkundig sowohl als auch nur geflüstert-bekannt, sind Wirklichkeiten in einem Land, dessen gesellschaftliche Struktur längst änderungsreif ist.
Gehrmann

Was macht ein Seemann, wenn er grade mal nicht, wie es geschrieben steht, auf Urlaub fährt und am Gestade der Seemannsbraut vor Anker geht?

Was macht

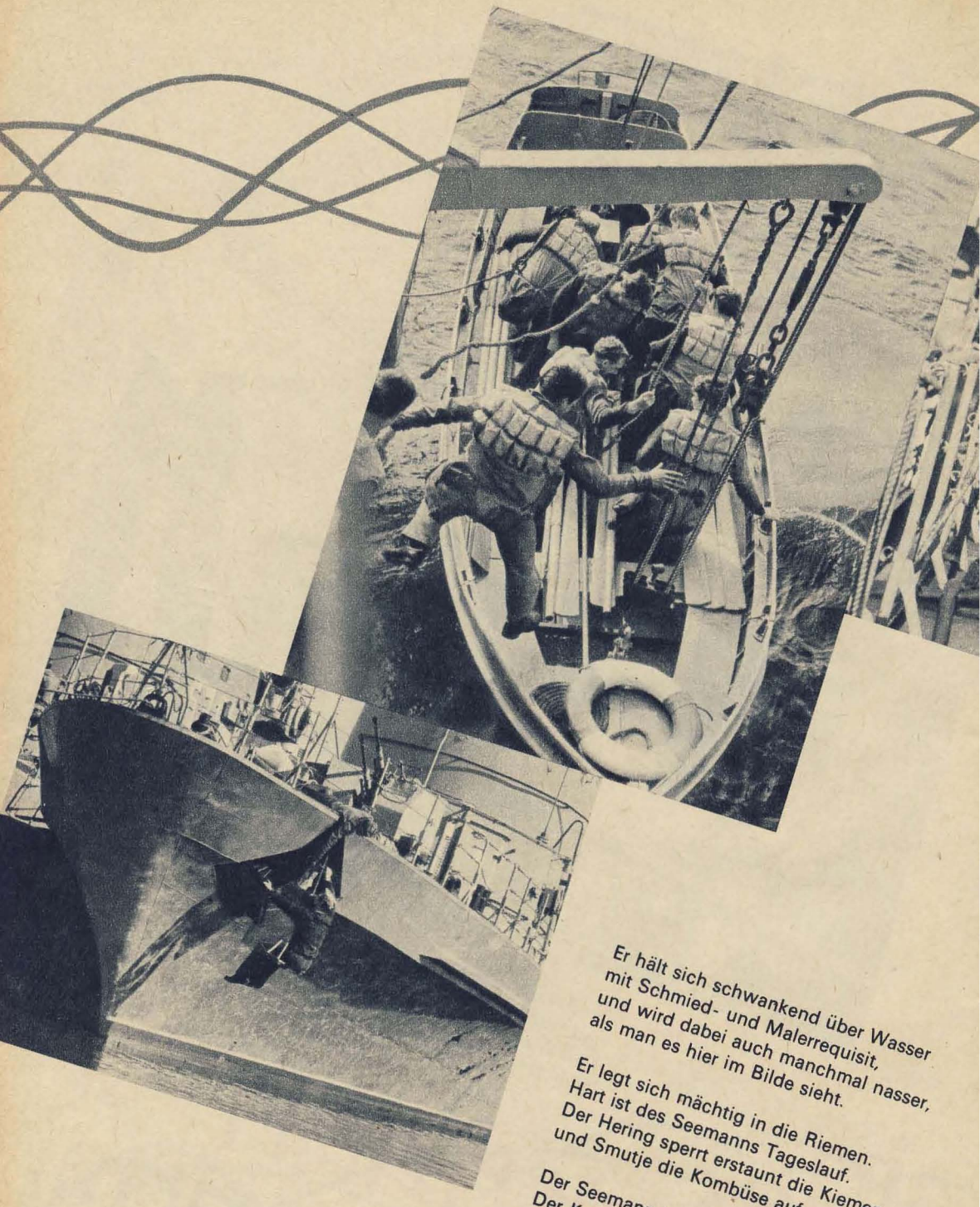
Er träumt auf schaukelndem Quartiere
von Helga, Ruth und Hildegard
und übt den Seiltrick der Fakire
– natürlich nur auf Seemannsart.

Er lauscht in seine Schiffsmaschine
so konzentriert und aufgewühlt,
als ob sie grad 'ne Sonatine
von Mozart oder Haydn spielt.



Er schrubbt verbissen, ernst und zähe
und wischt und wringt und klopft und putzt.
Kein Waschtag wurde in der Ehe
wohl je so positiv genutzt!

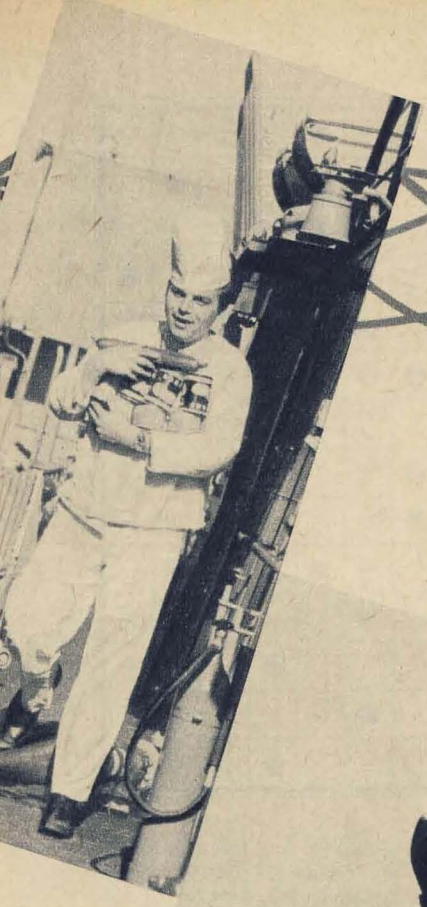
ein Seemann wenn...



Er hält sich schwankend über Wasser
mit Schmied- und Malerrequisit,
und wird dabei auch manchmal nasser,
als man es hier im Bilde sieht.

Er legt sich mächtig in die Riemen.
Hart ist des Seemanns Tageslauf.
Der Hering sperrt erstaunt die Kiemen
und Smutje die Kombüse auf.

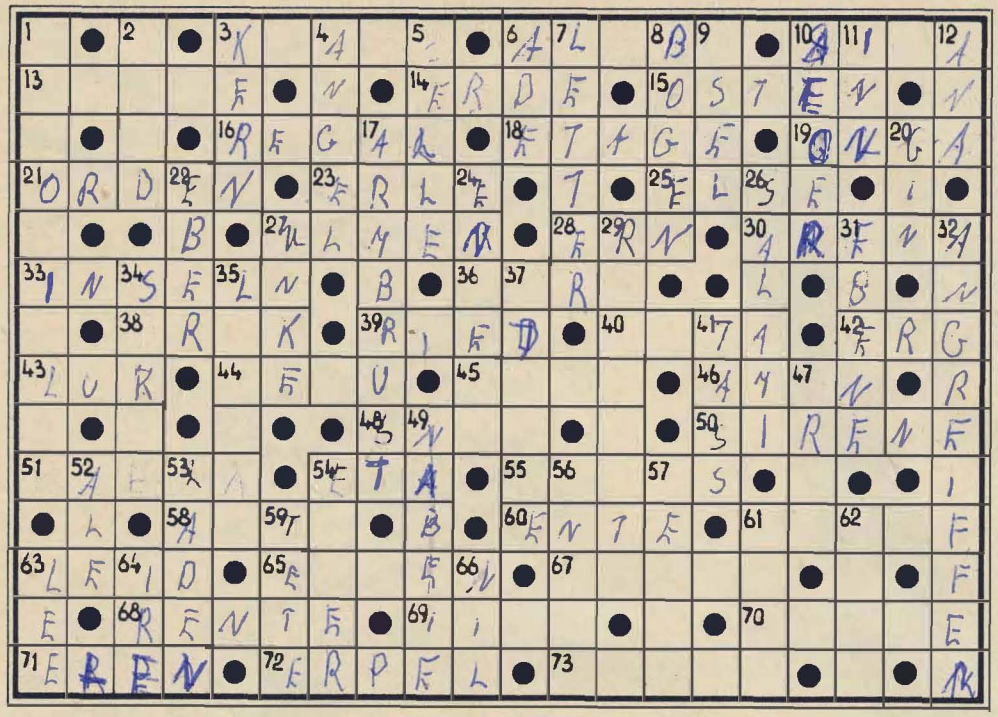
Der Seemann kaut mit vollen Backen.
Der Koch empfindet keinen Groll.
„Greift zu, Genossen! Auf die Jacken!
Die Back ist noch gerammelt voll!"



In einem Klubraum, weich und kühle,
frisch tapeziert mit Himmelblau,
entspannt er friedlich die Gefühle
und liest in der „Armee-Rundschau".

Was macht ein Seemann, wenn er grade
mal nicht verzückt und inniglich
die Helga küßt *und* die Renate?
Er macht halt Dienst, wie Du und ich!

H. Krause



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. runde Lichtöffnung in einem Gewölbe, 6. Abwesenheitsbeweis, 10. Badestrand bei Venedig, 13. Stadt in der Volksrepublik Polen, 14. Planet, 15. Himmelsrichtung, 16. Büchergestell, 18. Stockwerk, 19. weiblicher Vorname, 21. Auszeichnung, 23. Laubbaum, 25. weiblicher Vorname, 27. Laubbaum (Mehrzahl), 28. Hausflur, 30. Kampfplatz, 33. Eiland (Mehrzahl), 36. Stadt auf der japanischen Hauptinsel Hondo, 38. Staat in Vorderasien, 39. Schilf, Röhricht, 40. weiblicher Kurzname, 42. Maßeinheit der Arbeit, 43. Strömung hinter Schiffen, 44. Staat in Südamerika, 45. Gebirgsübergang, 46. chemische Verbindung, 48. Holzmaß, 50. Alarmgerät, 51. Stadt in der DDR, 54. griechischer Buchstabe, 55. Stadt in der Oblast Tscheljabinsk, 58. Gegen, 60. Schwimmvogel, 61. europäische Hauptstadt, 62. Kummer, Sorge, 65. Stadt an der Bode, 67. weiblicher Vorname, 68. Ruhegeld, 69. englisch-nordamerikanisches Längenmaß, 70. rundes Beet, 71. Hirschtier, 72. männliche Ente, 73. Industriestadt in der DDR.

Senkrecht: 1. sowjetischer Kosmonaut, 2. Himmelskörper, 3. Fruchtinneres, 4. Fischfanggerät, 5. kleinste Funktionseinheit von Mensch, Tier und Pflanze, 6. Abschiedsgruß, 7. Druckbuchstabe, 8. Teil einer alten Schußwaffe, 9. Berg bei Innsbruck, 10. Sternbild, 11. Nebenfluß der Donau, 12. feierliches Gedicht, 17. alte Schußwaffe, 20. Wacholderbranntwein, 22. Zuchttier, 24. Nebenfluß der Volme, 26. Wurstsorte, 27. Krötenart, 29. englische Hafenstadt, 31. Landschaftsform, 32. imperialistischer Überfall, 34. feststehendes Abkürzungszeichen, 35. Volk in Nordeuropa, 37. altspanisches Massenmaß, 41. sowjetische Nachrichtenagentur, 47. weiblicher Vorname, 49. Körperteil zwischen Brust und Hüften, 52. englisches Bier, 53. Verkaufsstelle, 54. Gipfel der Berner Alpen, 56. zu den Rundmäulern gehörender Fisch, 57. Reihe, Folge, 59. Anfang, Truppenspitze, 61. brasilianischer Staat, 62. Schriftsteller der DDR, 63. Windschatten, 64. europäischer Inselbewohner, 66. Strom in Afrika.

Auflösung aus Nr. 5

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Kommandeur, 7. Summe, 10. Lot, 13. Lei, 14. Ire, 16. Isere, 18. Jalta, 20. Beitel, 21. Saite, 22. Egon, 24. Passe, 25. Abend, 27. Tarif, 28. Bon, 29. Agent, 31. Molke, 33. Ras, 34. Omen, 37. Boe, 39. Lori, 40. Halm, 42. Sage, 43. Anna, 45. Ziel, 46. Ales, 48. Leu, 49. Unze, 50. Ede, 52. Pawel, 55. Hanoi, 58. die, 59. Melde, 63. Ornis, 64. Auber, 67. Tier, 68. Beleg, 70. Tarpan, 71. Ornat, 73. Biene, 74. der, 75. Mai, 76. eng, 77. Rilla, 78. Kavallerie. – **Senkrecht:** 1. Komet, 2. Major, 3. All, 4. Netz, 5. Dia, 6. Ries, 7. Sete, 8. Malaga, 9. Eisen, 10. Leid, 11. Ort, 12. Teer, 15. Riß, 17. Santos, 19. Anis, 20. Bank, 23. Garonne, 24. Polizei, 26. Bessel, 28. Bor, 29. Armawir, 30. Legende, 31. Moreni, 32. Ehe, 35. Mal, 36. neu, 37. Bau, 38. Enz, 41. Alp, 44. Aehren, 47. Lee, 51. Dostal, 53. Aden, 54. Beta, 56. Anger, 57. Lupe, 60. Liter, 61. Erbse, 62. Ebbe, 63. Oleg, 64. Arda, 65. Bark, 66. Ural, 69. ein, 71. Oma, 72. Nil.

Die Titel-ASG

Von 300 000 Schüssen, einem Ostereier-Turnier, achtjährigen Schachspielern, Vätern und Töchtern als Übungsleiter, einem kugelstoßenden Boxer-Sohn und jungen Fußballern in einer „kinderfreundlichen" Armeesportgemeinschaft berichten Oberstleutnant Günther Wirth und Manfred Uhlenhut in Wort und Bild.

Wissen Sie, was das ist, eine „Titel-ASG"? Noch nie gehört? Wie sollten Sie auch! Eine amtliche Bezeichnung ist das nämlich nicht. Ich habe mir erlaubt, diesen Titel zu verleihen. An die Armeesportgemeinschaft Strausberg. Ganz inoffiziell, aber zu Recht, glaube ich. Bitte sehr, zählen wir einmal auf: „Vorbildliche Sportgemeinschaft des DTSB", „Hervorragende ASG der Armeesportvereinigung", „Ehrenurkunde des DTSB für hervorragende Leistungen", „Sektion der vorbildlichen Arbeit im Deutschen Keglerverband der DDR", „Vorbildliche Sektion des Deutschen Volleyballverbandes der DDR".

Ganz abgesehen von der Vielzahl der durch die ASV ausgezeichneten „Besten Sportler", „Besten Sportgruppen", „Hervorragenden Sektionen". Für nichts gibt's bekanntlich nichts. Wie haben sich also die Strausberger diese Auszeichnungen verdient?

Zuerst: Da ist der umfangreiche interne Spielverkehr zwischen den Sportgruppen. Über 100 Mannschaften mischen in vier Sportarten kräftig mit. Dann: Mit acht Sektionen sind die ASG-Sportler am Wettkampfbetrieb des DTSB im Kreis-, Bezirks- und sogar DDR-Maßstab beteiligt. Und schließlich: Kinder- und Jugendsport wird in der ASG groß geschrieben.

Womit ich bei meinem eigentlichen Thema wäre. Bloß: wo anfangen? Ich hatte mir das so einfach vorgestellt: Fahren wir nach Strausberg, unterhalten uns mit den Leuten, schauen beim Training zu. Das haben wir dann auch getan. Wir haben aber dabei so viele sportbegeisterte Kinder und Jugendliche erlebt, so viele fleißige Übungsleiter und Funktionäre kennengelernt, daß es wirklich schwer fällt, Sie mit allen hier bekannt zu machen. Fangen wir also irgendwo an. Die Reihenfolge ist keine Rangfolge...

Zwei, die schon Vorbilder sind: Doris Kubasch und Helmut Hochmuth (l.). Der Kleine will mal so werden wie sie.

Wir waren etwas zu früh da. Vor der Trainingsbaracke der Bogenschützen warteten wir. Mit uns zwei Steppkes.

„Na, seid ihr auch Bogenschützen?"

„Nein, noch nicht, wir wollen uns heute anmelden."

Frau Gerda Hegewald, Übungsleiterin in der Nachwuchsabteilung und in der Frauenmannschaft noch aktiv, sagte uns wenig später dazu: „Ständig kommen neue Kinder, die bei uns mitmachen wollen. Aber leider müssen wir viele wieder nach Hause schicken. Es übersteigt ganz einfach unsere Kräfte. Uns fehlen vor allem Übungsleiter."

Da war wieder das gleiche Problem, das ich schon im Büro der ASG-Leitung von Oberst Eberhard Nowak und Major Herbert Koß gehört hatte: „Wir haben in allen Sektionen viele fleißige Helfer, die für unsere kleinen Sportler weder Zeit noch Mühe scheuen. Aber wir brauchen eben viel mehr. Es ist bei uns ein Prinzip, die Kinder möglichst selbständig üben zu lassen, sie nicht zu gängeln, ihnen Eigenverantwortung zu übertragen. Aber trotzdem brauchen sie ja jemanden, der sie anleitet und bei Wettkampfreisen begleitet."

Zu diesen unermüdlichen Sporthelfern darf man ohne weiteres Familie Hegewald zählen. 1959 war es, als die ASG-Leitung Oberstleutnant Hegewald (jetzt in Reserve), weil er als guter Pistolenschütze galt, Pfeil und Bogen in die Hand drückte mit der Aufforderung: „Nun mach mal 'was!"

Und Genosse Hegewald machte 'was, das kann sich sehen lassen. Die Strausberger Bogenschützen hatten bald DDR-Ruf. Von 1959 bis heute holten sie insgesamt 46 DDR-Meistertitel, 30 Silber- und 38 Bronzemedaillen

für ihre ASG. 13 Medaillen von Gerda Hegewald sind darunter. Jetzt ist sie vor allem die Seele der Kinder- und Jugendabteilung. Donnerstags steht sie von vierzehn bis zwanzig Uhr auf dem Platz und in der Trainingsbaracke und übt, unterstützt von Frau Ebert, mit dem Nachwuchs. Sechs Stunden hintereinanderweg, jeweils 90 Minuten mit den einzelnen Gruppen – das ist ein harter Kanten. Aber sie tut's mit Freude und Begeisterung. Und wenn sich dann auch noch Erfolge einstellen:

Die 16jährige Doris Kubasch ist seit fünf Jahren dabei. 1968 war sie bei der II. Kinder- und Jugendspartakiade noch Siebzehnte, 1969 holte sie bei den DDR-Meisterschaften den achten Platz der Schüler und 1970 schon die Bronzemedaille. Im vorigen Jahr gelang ihr dann der große Schuß ins Schwarze: DDR-Meister bei der Jugend und als Teilnehmerin bei den Titelkämpfen der Damen immerhin ein sechster Platz.

Aber ihre männlichen „Kollegen" stehen ihr nicht nach. Hans-Jürgen Masch und Helmut Hochmuth sind siebzehn Jahre alt. Ihre Erfolgsbilanz kann sich ebenfalls sehen lassen: Hans-Jürgen wurde 1969 und 1970 DDR-Meister, 1971 Vierter. Er hält sieben DDR-Rekorde. Helmut holte sich 1971 den DDR-Vizemeistertitel. Daneben bewies er bemerkenswertes Talent

und Fleiß auf einem ganz anderen Gebiet. Er stellte eine umfangreiche Statistik über Entwicklung und Stand des Bogenschießens in der ASG, der DDR und der Welt zusammen. Titelträger, Rekord- und Jahresbestenlisten usw. Auch das konnte ich darin lesen: Von 1959 bis 1970 gaben die Mitglieder der ASG Strausberg insgesamt 262 778 Wertungsschüsse bei offiziellen Wettkämpfen ab, 160 274 davon die Kinder und Jugendlichen. Im Durchschnitt je Jahr also 21 898,2 Schuß (so hat's Helmut Hochmuth ausgerechnet). Bis heute sind es demnach rund 300 000 Schuß, abgesehen von den noch viel zahlreicheren Trainingsschüssen.

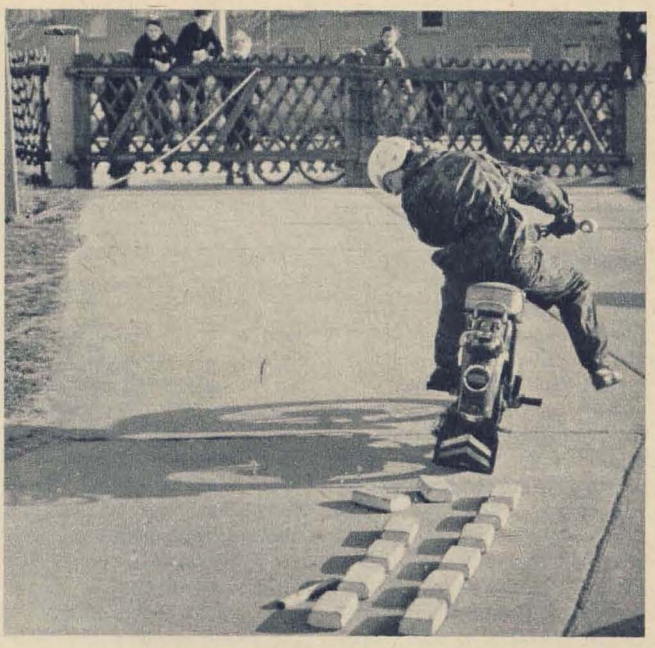
Daß sie nicht bloß Bogenschießen können, beweisen Masch und Hochmuth mit ihren Leistungen in Schule und Beruf. Beide sind Lehrlinge für Datenverarbeitung und haben sich schon jetzt verpflichtet, mehr als nur ihre achtzehn Monate in der NVA abzuleisten. Hans-Jürgen Masch wird als Soldat auf Zeit dienen, Helmut Hochmuth will Offizier werden. Die Sektion bildet nicht bloß gute Sportler aus...

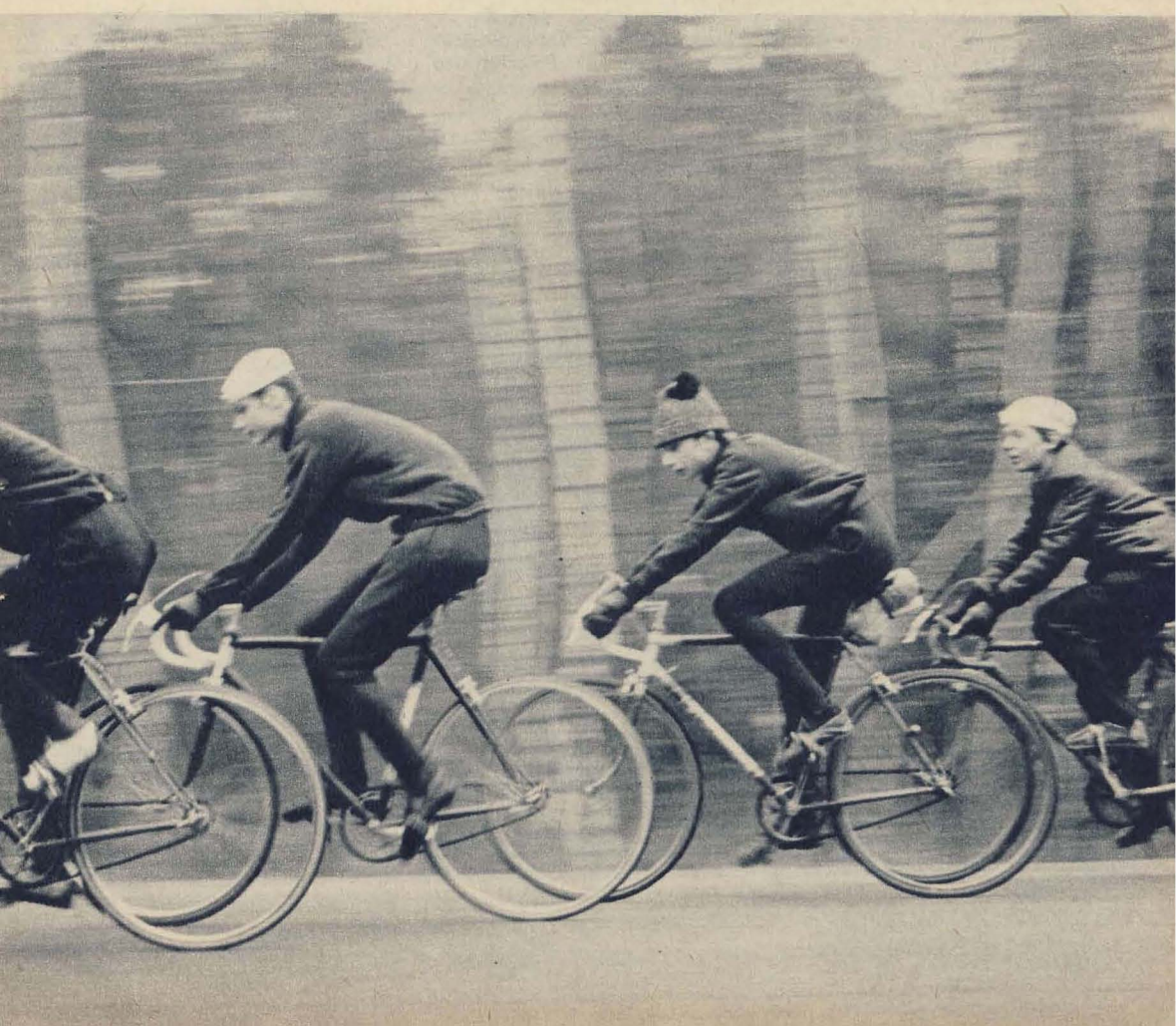
Mit Oberstleutnant Eberhard Gnade hatte ich einen Termin für einen Besuch bei den Volleyballern vereinbart: „Am Dienstag, 15 Uhr, da trainieren in Biesdorf unsere Schülerinnen", sagte er mir. „Ich kann leider nicht kom-

men, aber die Übungsleiterin ist da." Diese war ebenfalls noch ein junges Mädchen, siebzehn. Als sie sich vorstellte, die zweite Überraschung für mich: „Elke Gnade." „Etwa die Tochter . . ?" „Ja." Sieh mal an, in der ASG sind ganze Familien aktiv, in anderen Sektionen sollte ich das auch noch kennenlernen.

Mit ihren B-Schülerinnen wurde Elke 1972 Armeemeister, die 14jährigen A-Schülerinnen holten den zweiten Rang und wurden Kreismeister. Mit 13 Mannschaften beteiligten sich die Volleyballer an der Kreis-Kinder- und-Jugend-Spartakiade, in allen sechs Altersklassen qualifizierten sie sich für die Bezirksspartakiade.

Natürlich streben sie nach Erfolgen, nach guten Leistungen, aber ich glaube, auch ohne glanzvolle Siege und Rekorde





verdienen die ASGer Anerkennung. Schon allein durch die Tatsache, wie vielen Kindern sie Möglichkeiten und Anreiz zum Sporttreiben geben. Wer in Strausberg und Umgebung Sport treiben will, geht zur ASG.

Sehen wir uns nur einmal bei den kleinen Schachspielern um. Etwa 45 Mädchen und Jungen eifern ihren Vorbildern, ihrer ASG-Oberligamannschaft, nach. Die Bezirks- und Kreismeistertitel der Strausberger Schach-Eleven kann ich gar nicht alle aufzählen. Vier Jugend- und Schülermannschaften stehen in offiziellen Wettkämpfen, sogar in den Seniorenvertretungen spielen schon Jugendliche. Das ist die interessante Stammbesetzung der Bezirksklassen-Sechs der ASG: Oberst Bartel, Oberstleutnant Ulbricht, Heidi Bartel (Jugend), Petra Müller, Klaus Lüttje (beide Schüler A, bis 14 Jahre) und Fred Brandt (Schüler B, bis 12 Jahre). Sogar der 10jährige Rainer Müller hat schon in Punktkämpfen am sechsten Brett der Bezirksklassenmannschaft gesessen und vier Siege errungen.

Die Schulen sind das Nachwuchsreservoir für die Sektion. In der 1. und 5. Oberschule Strausberg organisieren sie außerhalb der Sektionsarbeit noch Zirkel für die Sieben- und Achtjährigen. Heidi Bartel leitet den Zirkel in der 1. Oberschule, Oberstleutnant Ulbricht den in der fünften! Als wir da waren, hatte die ASG gerade zum großen alljährlichen „Ostereier-Turnier" in den Strausberger Schulen aufgerufen. Jeder kann mitmachen, heißt es da... Motto auch für die anderen Sektionen.

Die Fußballer waren 1958, im Gründungsjahr der ASG, die ersten, die sofort auch mit dem Nachwuchssport begannen. Noch heute ist diese Sektion die stärkste der ASG. Neun Nachwuchsmannschaften stehen im Wettkampfbetrieb. Die ersten Vertretungen der Junioren, Jugend, Schüler, Knaben und Kinder spielen in der höchsten Spielklasse des Bezirks Frankfurt. Florian Hoffmann, jetzt beim FC Vorwärts Frankfurt und bereits zum Spielerstamm für die DDR-Juniorenauswahl 1974 gehörend, ist eins der in der ASG entwickelten Talente.

Auch die Leichtathleten sind nicht nur zahlenmäßig sehr stark (ebenfalls über 100 Kinder und Jugendliche), sie können auf

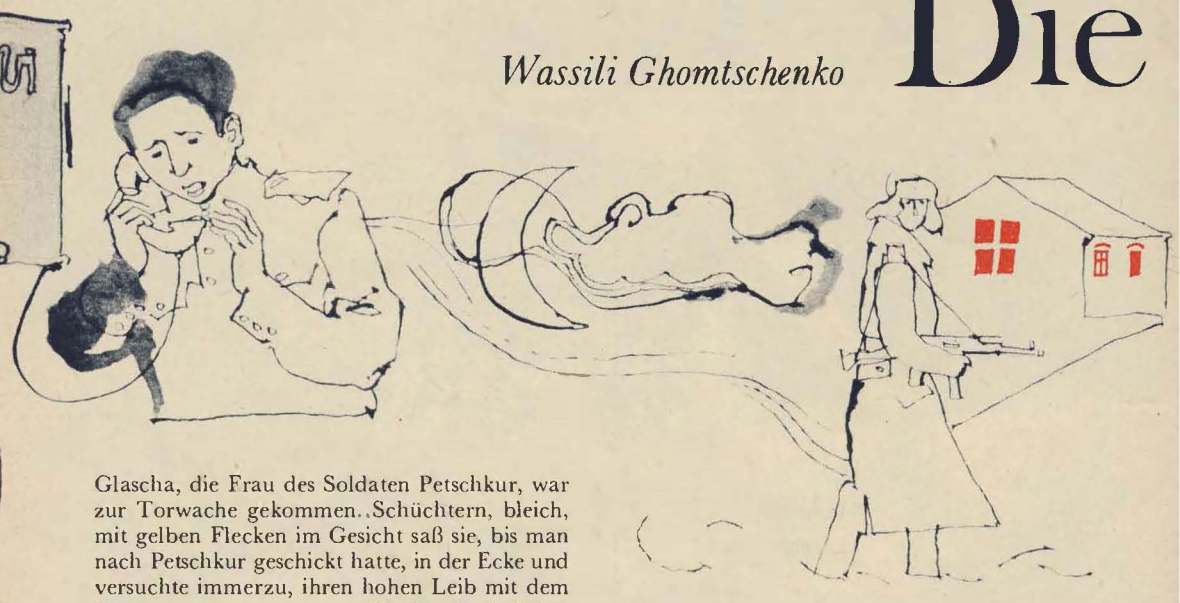
Erfolge verweisen, die im Republikmaßstab Gewicht haben. Frank Siegmund – sein Vater, Günter Siegmund, gewann 1960 bei den Olympischen Spielen in Rom Bronze im Box-Schwergewicht – und Marina Jänsch holten 1971 die DDR-Schülermeistertitel im Kugelstoßen bzw. Weitsprung nach Strausberg. Sie wurden inzwischen zur Kinder- und Jugendsportschule nach Frankfurt delegiert. Kerstin Rasch, Uwe Hanne, Ralf Jungnickel, René Linde haben das Zeug, ihnen zu folgen. Besuche bei den Radsportlern, die wöchentlich an die 500 Trainingskilometer herunterstrampeln, bei den Motorsportlern, deren Programm Ralley-Sport, Moto-Cross sowie Orientierungs- und

Geschicklichkeitsfahren umfaßt, und schließlich bei den Keglern, die sich neben ihrer vorbildlichen Arbeit mit dem Nachwuchs vor allem um den internen Spielverkehr zwischen den Sportgruppen und um den Volkssport in Strausberg bemühen, beschlossen unsere ASG-Nachwuchs-Rundreise.

Wenn einige Sektionen hier etwas knapper weggekommen sind, werden sie es mir hoffentlich nicht übelnehmen. Das war das Problem, von dem ich am Anfang sprach. Eigentlich hätten alle einen ganzen „AR"-Beitrag für sich verdient. Und ich glaube es ist nicht übertrieben, wenn ich am Ende an meine „Titel-ASG" noch eine inoffizielle Auszeichnung vergebe: „ASG der vorbildlichen Nachwuchsarbeit".

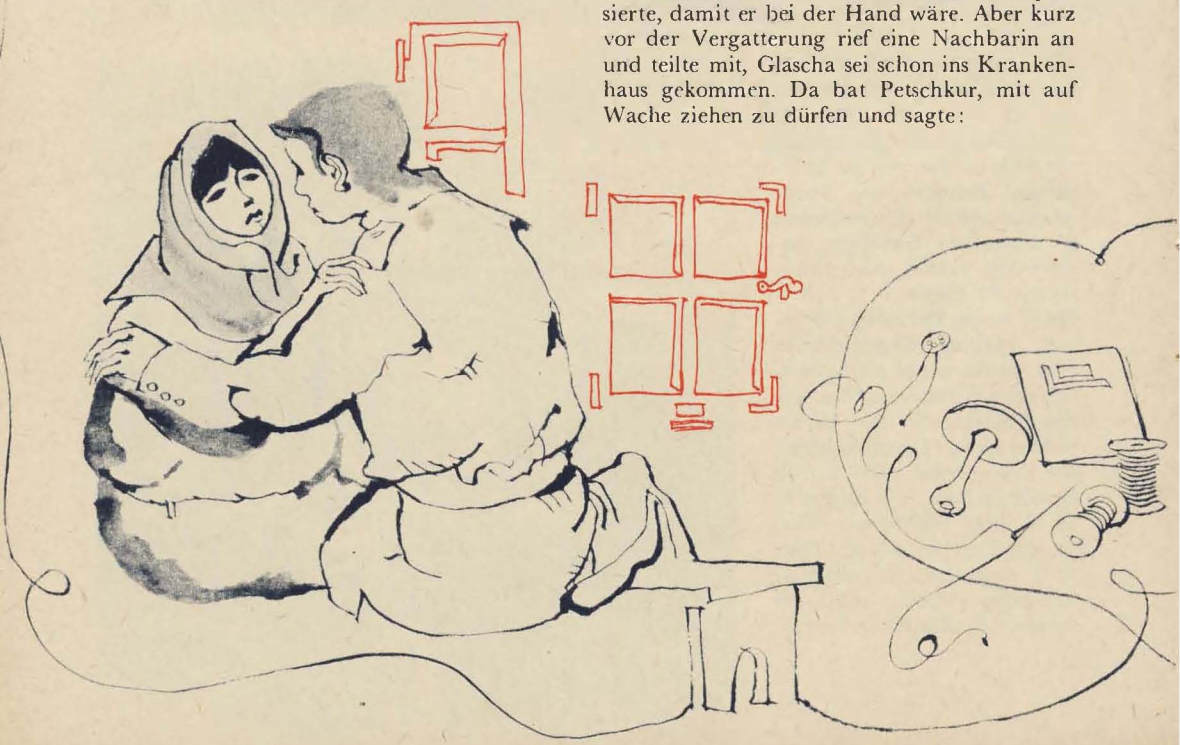
Wassili Ghomtschenko

Die



Glascha, die Frau des Soldaten Petschkur, war zur Torwache gekommen. Schüchtern, bleich, mit gelben Flecken im Gesicht saß sie, bis man nach Petschkur geschickt hatte, in der Ecke und versuchte immerzu, ihren hohen Leib mit dem Jackensaum zu verbergen. Als sie seine Schritte vernahm, wandte sie den Kopf, als wolle sie sagen: „Wo bist du denn? Mach schnell!" Petschkur kam angesaust, setzte sich, noch keuchend vom Laufen, neben sie. Stumm saß sie da, auch er sagte kein Wort. Dann lehnte sie den Kopf gegen seine Schulter und begann zu weinen. Schluchzte: „Jurotschka, ichste-he-herbe!" Der Gehilfe des UvD brachte ihr ein Glas Wasser. Sie trank die Hälfte aus, die andere Hälfte verschüttete sie. „Hab keine Angst", beschwichtigte Petschkur sie. „Rufst doch gleich die ‚Schnelle Hilfe', und dort gibt es Ärzte genug."

Tags darauf hatte Petschkur Wache, fünf Kilometer von der Stadt entfernt. Der Kompaniechef, der sozusagen „im Bilde" war, wollte ihn als Gehilfen des UvD dalassen, falls etwas passierte, damit er bei der Hand wäre. Aber kurz vor der Vergatterung rief eine Nachbarin an und teilte mit, Glascha sei schon ins Krankenhaus gekommen. Da bat Petschkur, mit auf Wache ziehen zu dürfen und sagte:



Entbindung

„Ich kann nicht hierbleiben... Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn man dicht bei ist und doch nicht helfen kann."

Der Oberleutnant antwortete ganz unmilitärisch:

„Nun, du mußt selber entscheiden..."

Als sie sich ins Auto setzten, rüttelte Gefreiter Prokopenko Petschkur an der Schulter und versuchte ihn zu beruhigen:

„Keine Angst, mein Bruder ist während der Evakuierung im Zug zur Welt gekommen, und das war nicht weiter schlimm. Aber sie ist im Entbindungsheim."

Petschkur zog erst mit der zweiten Schicht auf Posten. Er saß auf der Pritsche, lauschte, wie der Wind an den Fenstern rüttelte und dachte an Glascha. Immer hatte er ihr bleiches, erschrecktes Gesicht vor Augen, in dem Verzweiflung stand. „Jurotschkaaa, ich ste-he-herbe!" Diese Worte glaubte er immerfort zu hören. Petschkur stand auf, begann durchs Zimmer zu gehen, um seine düsteren Gedanken zu verscheuchen.

„Hör mal", sagte Prokopenko und schlug sich gegen die Stirn, als besinne er sich erst jetzt, „wir könnten doch mal anrufen im Entbindungsheim, wie?"

Fast entsetzt darüber, daß ihm jemand zuvor-

Illustration: Karl Fischer

kommen könnte, sprang Petschkur zum Telefon und drehte rasch die Kurbel des altertümlichen Apparats. Von hier aus bis in die Stadt mußte er zwei Vermittlungen passieren. Er wartete lange, bis er endlich eine verschlafene Hebamme am anderen Ende vernahm.

„Nach wem wollen Sie sich erkundigen? Glascha Petschkur? Da ist alles in Ordnung. Die schreit ganz normal."

„Sie schreit? Warum schreit sie denn?", fragte Petschkur und nahm nervös den Hörer in die andere Hand.

„Wird wohl nötig sein."

„Dann helfen Sie doch, daß sie nicht mehr schreien muß!"

Im Hörer klickte es, dann wurde es ganz still.

„Was ist los da?"

„Sie schreit. Warum das?" Petschkur zuckte ratlos die Achseln. „Reg dich nicht auf", sagte Prokopenko und berührte ihn sacht am Ellbogen. Dann fügte er im Kennerton hinzu: „Wenn sie schreit, ist ja alles in Ordnung."

Den Kopf zwischen die Schultern gezogen und den Mantelkragen hochgeschlagen, ging Petschkur auf Posten. Der Wind wirbelte Schnee vom Boden auf und trieb ihn den Männern pfeifend ins Gesicht. In dem Geheul vernahm Jura wieder Glaschas Gejammer:

„Jurotschkaaa, ich ste-he-herbe!" Petschkur schüttelte heftig den Kopf, um die trüben Gedanken zu verscheuchen, da hörte er auf einmal eine andere Stimme – es war der Posten Panow:

„Halt! Wer da?!"

Zum Postenbereich gehörte auch ein Lager mit Baumaterial: Bretter, Balken und verschiedenes andere. Petschkur stapfte an der Einzäunung entlang, um die Lagerbaracken herum. Alles war verschneit und zugeweht, die Stapel der Bretter und Balken wirkten jetzt wie große Hügel. Ein Weg führte an der Einzäunung entlang, der war jetzt aber völlig zugeweht. Im Schutze des Lagers, wo Windstille herrschte, blieb Petschkur stehen. Bei gutem Wetter waren von hier aus die Lichter der Bahnstation und des Wachlokals zu sehen. Aber jetzt drang kein Auge durch die dichte Finsternis.

„Sie schreit", murmelte Petschkur unmerklich zu sich selber. Und wieder fiel ihm Glascha ein. Eigentlich dachte er ja die ganze Zeit an sie, aber anders. Nun empfand er ziehenden Schmerz, der sein Herz bedrückte. Glascha war kaum neunzehn, und nun wurde sie schon Mutter... Glascha, das kleine Wesen von einst, mit dem er – so deuchte ihm – eben erst noch die erste Fibel gelesen und Fangen gespielt, der er ein Album mit einem Flieger und Flugzeugen gemalt hatte. Er gedachte der fünfzehn Jahre, die er zusammen mit Glascha im Kinderheim gewesen war. Woher sie stammten und wer ihre Eltern gewesen waren, wußten sie nicht. Sie freundeten sich durch einen Zufall an. Er war einmal für Glascha, das gebrechlichste und schüchternste Mädelchen aus dem ganzen Kinderheim, eingetreten, und danach hatte sie sich ihm mit ihrem ganzen schwachen Wesen angeschlossen. In der Schule setzte man sie auf eine gemeinsame Bank. Er ging von allen Jungen am adrettesten, stets trug er eine schneeweiße Kragenbinde, alle Knöpfe nähte sie ihm an, über alles wachte Glascha. Sie quälte sich redlich, wenn er mal eine Vier bekam, er seinerseits half Glascha, wenn sie Küchendienst hatte. Gemeinsam gruben sie das Gemüsebeet des Heimgartens um. Die Jungens beobachteten das natürlich und hänselten sie beide. Das dumme Liedchen:

„Tili-tili rührt den Teig!
Der Bräutigam, der freit die Maid."

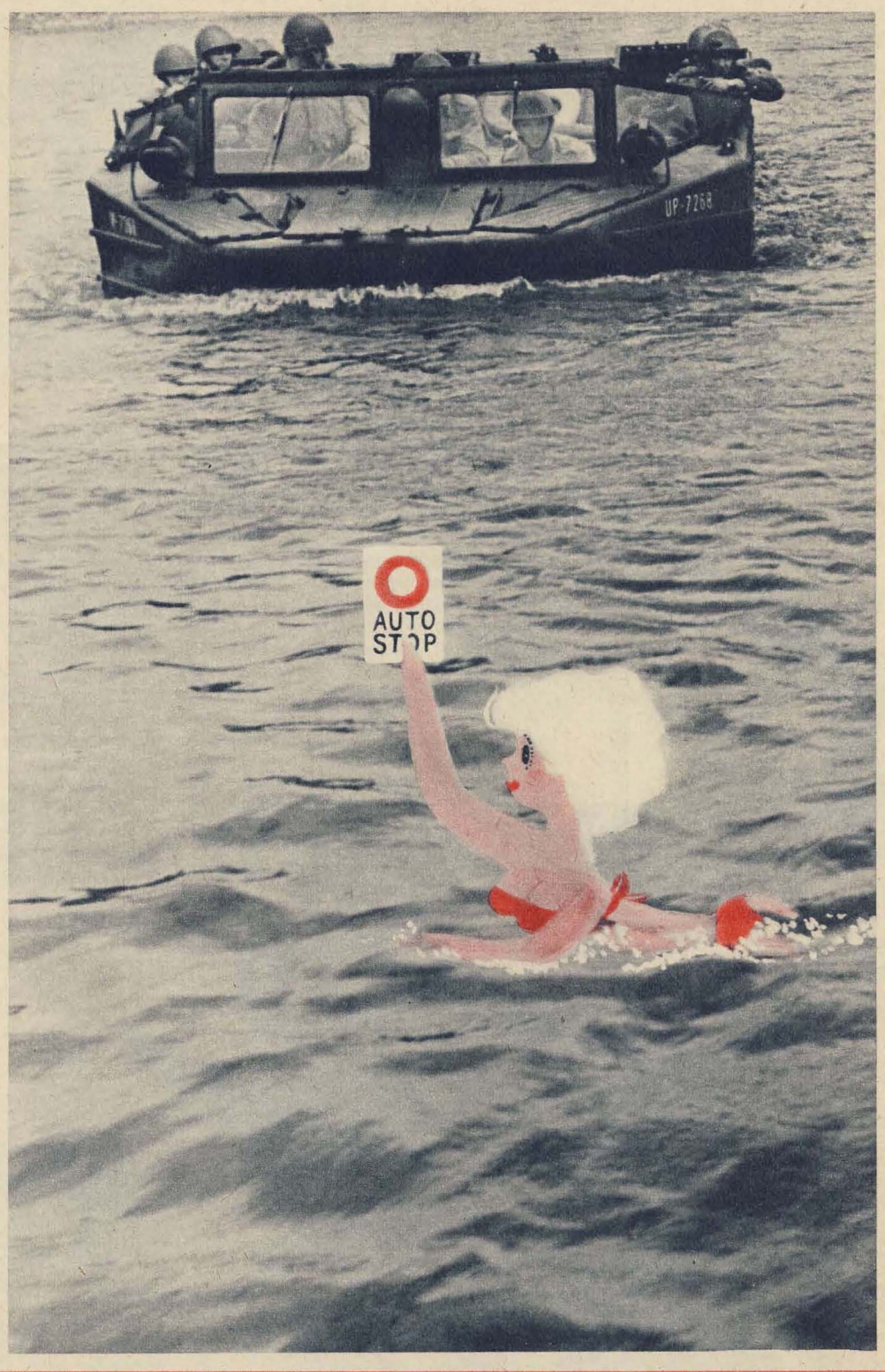
brachte ihn etwas aus der Ruhe, doch Glascha schien nichts von alledem zu bemerken. In der siebenten Klasse kam es zum ersten Kuß. Damals herrschte ebensolches Schneetreiben; sie saßen zu zweit im leeren Klassenraum und wiederholten Deutsch. Der Wind stieß das Klappfensterchen auf und fegte mit einem kalten Stoß Schnee auf Jura, der am Fenster saß. Glascha sprang auf, schloß das Klappfenster und klopfte ihm den Schnee ab. Die Flocken waren bereits getaut und glänzten nun wie Glasperlen auf seinem Pullover. „Oi, Jura, du glitzerst ja ganz und gar!" sagte sie erstaunt und berührte mit dem Haar seinen Kopf; plötzlich drückte sie ihm einen Kuß auf die Lippen. Erschreckt bedeckte sie dann die Augen mit beiden Händen. Auch er war ganz verwirrt, aber als Mann mußte er Haltung wahren und sagte nur: „Macht nichts, reg dich nicht auf! Wir heiraten sowieso!"

Vier Jahre später, kurz bevor Jura Soldat wurde, heirateten sie dann.

Und nun lag seine Glascha im Entbindungsheim. Keine Nachricht kam von da. Und der Schneesturm heult und stöhnt, und er ist fünf Kilometer weit weg von ihr. Er fühlte sich schuldig vor Glascha. Wenn sie doch wenigstens fühlen könnte, daß er in Gedanken bei ihr war! Daß er jeden Augenblick bereit ist, zu ihr zu eilen, sie zu trösten und zu beruhigen!

Petschkur stapfte durch den Schnee zur Straße, fiel in eine Grube, angelte seinen Filzstiefel mit Müh und Not wieder heraus. Trampelte in Richtung des Wachgebäudes weiter, denn bald mußte Ablösung kommen. Nirgends ein Licht, kein heller Schein – nur Schneegestöber und pfeifender Wind. Endlich huschten vor dem Hintergrund der weißen Schneehügel schwarze Silhouetten herum. Petschkur ging ihnen ent-

Fortsetzung auf Seite 94


AUTO
STOP

Gegen Mitternacht hielt es Asok Samad in seinem Schützenloch nicht mehr aus. Grundwasser sickerte aus einem nahen Reisfeld durch, stand ihm bereits bis über den Knöcheln. Die Nacht war klar und kühl, und Asok fror in seiner dünnen Khaki-Uniform.

Glucksend gab der Schlamm seine Füße frei, als er sich aus dem Loch stemmte. Asok kroch ein Stück zurück, in den Schatten eines Tedschabaumes. In langen Streifen hing an dem die Rinde herab. In seinem Dorf schrieb man der Rinde des Tedschabaumes, die nachts vom Winde abgerissen wird, Heilkraft zu. Aber Asok glaubte nicht an derlei Wunder.

Er spähte den Wall entlang, der das Reisfeld begrenzte. Dort lagen Kameraden mit ihren Maschinenpistolen und Karabinern und ihrer spärlichen Munition. Sie warteten auf den Feind, warteten auf den Kampf. Die Straße, die von dem Marktflecken Akhaura nach Comilla führte, wollten sie abriegeln, wollten den Westpakistanern den Rückzug abschneiden. Hinter der Straße schimmerte im Mondlicht ein Fluß, dessen Namen Asok nicht behalten hatte; denn es gibt zu viele Flüsse in seinem Heimatland Bangladesh, dort, wo der Ganges und der Brahmaputra sich in Tausende Mündungsarme auflösen, ehe sie ihre Wassermassen mit dem Meer vereinen.

Von jenseits des Flusses, wo die indische Grenze verlief, hatten sie am Nachmittag Kanonendonner gehört. Die indischen Truppen hatten dort den pakistanischen Überfall abgewehrt und waren zum Gegenangriff angetreten. Mit Einbruch der Dunkelheit allerdings war der Gefechtslärm wieder verstummt. Hatten sich die Pakistaner festsetzen können oder zogen sie sich im Schutze der Nacht zurück, so daß man jeden Augenblick mit ihrem Auftauchen rechnen mußte? Drohend lastende Stille, die nicht einmal vom Krächzen eines Nachtvogels unterbrochen wurde, hatte sich über das Land gesenkt.

Asok Samad dachte zurück. Acht Monate zuvor, in einer ebensolchen Nacht, waren er und 450 weitere Soldaten und Offiziere, die im 2. Ostbengalen-

Asok Samad

Ein Regiment wechselt die Front

In Bangladesh notiert von Peter Jacobs

Regiment der pakistanischen Armee gedient hatten, einem mörderischen Massaker entronnen. Schon die Tage zuvor, in der Kaserne in Dacca, waren unerträglich gewesen. Die westpakistanischen Offiziere hatten immer feindseliger auf die wenigen aus ostbengalischen Soldaten bestehenden Einheiten geblickt. Der Schreck über den überwältigenden Wahlsieg der Awami-Liga und über die sich formierende Volksbewegung war ihnen offensichtlich in die Knochen gefahren. Und sie zweifelten nicht daran, daß auch die einheimischen Regimenter mit Sheik Mujibur Rahman sympathisierten und ein Ende der Ausplünderung und Unterdrükkung ihres Landes durch Westpakistan herbeisehnten.

In der Nacht vom 25. zum 26. März 1971 hatte schließlich der damalige Chef des pakistanischen Militärregimes, General Yahya Khan, die Verhandlungen mit dem Awami-Führer Rahman endgültig scheitern lassen und seinen 100000 Mann starken Truppeneinheiten im damaligen Ostpakistan den Befehl zum Mordfeldzug gegen das ostbengalische Volk gegeben. Die ersten Opfer des Massakers sollten die bengalischen Soldaten werden . . .

Doch die hatten in ihrer Mehrheit nicht erst abgewartet, bis ihre Kasernen und Camps umzingelt waren. Sie waren samt ihrer Ausrüstung geflohen. Trotzdem fielen noch Dutzende unter den Kugeln ihrer westpakistanischen „Kameraden".

Doch inzwischen hatte sich das Blatt gewendet. Aus den Gejagten waren die Jäger geworden. Asok Samad spähte die Straße entlang, auf der die zurückweichenden Okkupationstruppen erwartet wurden. Doch nichts rührte sich. Am Himmel schwamm die Mondsichel wie ein Kanu über den Palmwipfeln jenseits des Flusses.

Eine neue Armee entsteht. Erwartungsvoll – wie hier in die Optik der Kamera – blicken die ersten Freiwilligen der nationalen Streitkräfte Bangladeshs auch ihrer Zukunft entgegen.

Feldlager, Exerzierplatz und Übungsgelände wurde der „Race Course", die große Pferderennbahn von Dacca.

Auch in jener Nacht, als sie aus Dacca geflohen waren, hatte ihnen der Mond geleuchtet. In kleinen Gruppen waren sie ostwärts marschiert, bis sie in der Nähe der indischen Grenze in Dörfern und Wäldern Unterschlupf gefunden hatten. Lange Zeit hatten sich die Okkupanten nicht bis dorthin vorgewagt, und so war ein Stück von dem freien Bangladesh erhalten geblieben, das am 17. April 1971 von Mitstreitern des inzwischen eingekerkerten Sheik Mujibur Rahman proklamiert worden war. Bauern hatten die Soldaten des 2. Ostbengalen-Regiments mit Lebensmitteln versorgt. Junge Burschen aus den Dörfern waren gekommen, um den Umgang mit Waffen zu lernen und dann in der Umgebung von Akhaura Partisanengruppen zu bilden. Erst als schon über eine Million Bengalen umgebracht und 10 Millionen nach Indien geflohen waren, ließ das Militärregime in seinem Mordrausch auch die entlegeneren Dörfer

31. Januar 1972. Befreiungskämpfer der Mukti Bahini kamen in die Hauptstadt, um ihre Waffen abzuliefern. Gemeinsam mit den indischen Truppen operierend, hatten die Gruppen und Einheiten dieser Partisanenorganisation großen Anteil an der Zerschlagung des pakistanischen Okkupationsheeres. Viele ihrer ehemaligen Angehörigen werden künftig Soldaten in der regulären Armee sein.

Die Kinder von Partisanen in Tangail zeigen hier ihre Fertigkeiten beim „Kampf" mit brennenden Pfeilen.

„säubern" – mit Artillerie, die alles dem Erdboden gleichmachte. Nun sollte der von Pakistan vom Zaume gebrochene Krieg mit Indien das Ende der grausamen Militärherrschaft in Ostbengalen bringen. Dafür wollten Asok Samad und Zehntausende weitere Befreiungskämpfer ihr Leben wagen. Sie planten, sich kämpfend mit der indischen Armee zu vereinigen, um dann gemeinsam nach Dacca zu marschieren, die künftige Hauptstadt eines unabhängigen und freien Bangladesh.

Wieder lauschte Asok im Schatten des Tedschabaumes in die Nacht. Täuschte er sich? Nein, das war Motorengeräusch. Unbeleuchtete Lastkraftwagen näherten sich auf der Straße. Eine rote Leuchtkugel stieg über den Reisfeldern auf. Das einzige schwere Maschinengewehr, für das die Befreiungskämpfer noch Munition hatten, fing an zu belfern. Einzelne Gewehrschüsse krachten dazwischen; es war befohlen worden, gezieltes Feuer abzugeben.

Auf der Straße krachte eine Detonation. Der erste Wagen war auf eine Mine gefahren und geriet in Brand. Die anderen stoppten. Soldaten sprangen ab, gingen am Flußufer in Stellung. Im Schein der Flammen erkannte Asok Samad die flachen pakistanischen Helme. Der Feind saß in der Falle – aber er war besser bewaffnet und hatte offenbar auch noch genügend Munition, denn die feindlichen Soldaten feuerten blindlings in die Gegend. Nun begannen sie auch noch mit Granatwerfern zu schießen. Es würde ein sehr hartes Gefecht werden...

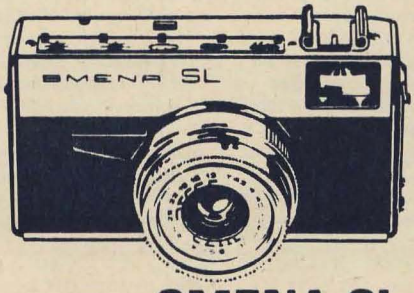
Asok hörte eine Wurfgranate heranjaulen. Ein Aufblitzen, ein harter Schlag; dann schwanden ihm die Sinne. Als er wieder zu sich kam, lag er im grellen Licht eines Autoscheinwerfers. Gefangen? fragte er sich entsetzt. Geblendet erhob er sich, wollte schon die Arme heben. Da trat ein Uniformierter mit einem großen Turban auf dem Kopf in den Lichtkegel. Ein indischer Offizier! Erleichtert wankte Asok Samad auf ihn zu. Und noch mehr freute er sich, als ihm klar wurde, daß er unverletzt geblieben war. Der Detonationsdruck hatte ihn nur betäubt. Von Kameraden erfuhr er, was sich während seiner Bewußtlosigkeit zugetragen hatte. Es war wirklich ein sehr schweres Gefecht gewesen. Der Druck der Pakistaner war immer stärker geworden, je mehr die Freiheitskämpfer mit ihrer Munition knausern mußten. Schon war das Ende abzusehen gewesen – da war noch rechtzeitig Hilfe gekommen. Indische Einheiten hatten mit Pontons über den Fluß gesetzt. Den überraschten Feinden war nichts übrig geblieben, als die Waffen zu strecken. Dreihundert Pakistaner hatten sich in diesem Abschnitt gefangen gegeben.

Noch in derselben Nacht marschierten die Männer vom 2. Ostbengalen-Regiment gemeinsam mit den indischen Soldaten in Richtung Dacca. Zwei Wochen später standen sie vor der Hauptstadt. Am 16. Dezember schließlich, als General Niazi, der Oberbefehlshaber des Okkupationsheeres, die Kapitulationsurkunde unterschreiben mußte, rückten sie in Dacca ein und schlugen unter dem Jubel der Einwohner ihre von der indischen Armee entliehenen Zelte auf der Pferderennbahn im Zentrum der Stadt auf.

Er habe mindestens zehntausend Hände geschüttelt, meint Asok Samad sechs Wochen später, als er mir seine Geschichte erzählt. Die Pferderennbahn hat sich in einen Exerzierplatz verwandelt. Hunderte von jungen Leuten, die sich freiwillig zur militärischen Ausbildung gemeldet haben, üben mit Fleiß und Begeisterung. Während die indischen Truppen zu diesem Zeitpunkt bereits zum größten Teil wieder abzogen – nur einige Pioniereinheiten, die 90 Brücken und zahlreiche beschädigte Eisenbahnlinien wiederherstellten, blieben noch bis Anfang März –, hilft das 2. Ostbengalen-Regiment beim Aufbau der ersten eigenen nationalen Streitkräfte des Landes. So hat es Ministerpräsident Mujibur Rahman, der zugleich Verteidigungsminister von Bangladesh ist, angeordnet. Es ist die logische Fortsetzung des Weges, den das Regiment seit seinem Ausbruch aus der Okkupantenarmee gegangen ist.

„Pakistan ist 5000 Kilometer – bei 2000 Kilometer Luftlinie – von uns entfernt", erläutert mir Zahiral Hogue, einer der Offiziere auf dem Zeltplatz. „Kein pakistanischer Militärstiefel wird jemals wieder unser Land betreten können. Trotzdem müssen wir wachsam sein. Es gibt noch andere Kräfte in der Welt, die sich nicht mit einem unabhängigen Bangladesh abfinden wollen. In den Kriegstagen des Dezember vergangenen Jahres lief beispielsweise der kernkraftgetriebene amerikanische Flugzeugträger ‚Enterprise' in den Golf von Bengalen ein..."

einfach fotografieren mit SL SYSTEM



SMENA SL

Wo es um gute Fotos geht . . .

da entscheiden schnelles, sicheres Fotografieren und eine gute Kamera.
Eine technisch perfekte Kamera ist die **Smena SL,** eine Kleinbildkamera aus der Sowjetunion, die speziell für das SL-Kassettensystem entwickelt wurde. Entfernungs- und Verschlußeinstellung durch Symbole gekennzeichnet, Objektiv 4/40 mm, Schnellaufzug, Blitzanschluß, geringes Gewicht und handliche Form. Mit Smena SL schnelles Fotografieren und gute Fotos. M 79,–

DEWAG Berlin 71

FOTO

US-Rüstungslawine

Wie neueste Untersuchungen bestätigten, entwickelte der amerikanische Imperialismus eine bisher noch nie dagewesene Rüstungsmaschinerie. Sie verschlingt allein 50 Prozent der gesamten Forschungsmittel des Landes; gleichzeitig bindet sie 21 Prozent aller amerikanischen Arbeiter und Angestellten. Für den Krieg arbeiten direkt oder indirekt 100000 Firmen, die durch alle möglichen Kontakte mit dem Pentagon verbunden sind. Nach Berechnungen von Spezialisten waren die direkten Rüstungsausgaben der USA in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg doppelt so hoch wie in der ganzen Geschichte der Vereinigten Staaten bis 1945 zusammengenommen. Im kommenden Haushaltsjahr will die USA-Regierung weitere sechs Milliarden zusätzlich – das sind dann 83,4 Milliarden Dollar im Jahr – für die Aufrüstung ausgeben.

Gemeinsam gegen Thieu

Die gesamte südvietnamesische Bevölkerung, einschließlich aller bewaffneten Kräfte des Thieu-Regimes, wurde von der Provisorischen Revolutionären Regierung der Republik Südvietnam aufgerufen, sich im Kampf für die Verteidigung des Vaterlandes gegen die verräterische Marionettenregierung eng zusammenzuschließen. Die RSV-Regierung verspricht allen Überläufern und Kriegsgefangenen gute Behandlung. Einheiten, die bereit seien, sich auf die Seite des Volkes zu stellen, könnten bestehen bleiben; die Offiziere behielten ihre Ränge und Funktionen und würden innerhalb der Befreiungsstreitkräfte gleichberechtigt behandelt. Bereits 1971 kehrten rund 148000 südvietnamesische Soldaten und Offiziere dem Saigoner Regime den Rücken. Es kam zu 2730 kollektiven Erhebungen und Befehlsverweigerungen.

Armee steht zur Verfassung

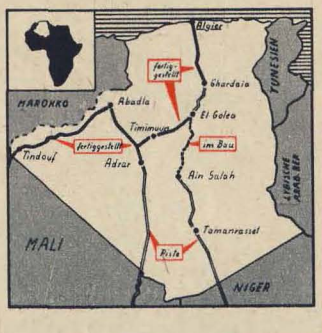
Präsident Allende (Mitte) weilte während einer Übung unter Soldaten der chilenischen Armee. – Versuchen, die Armee in konterrevolutionäre Abenteuer gegen die Volkseinheitsregierung zu stürzen, trat der Oberkommandierende des Heeres, General Carlos Prats, mit der Erklärung entgegen, daß es nicht gelingen werde, die Armee „in politische Angelegenheiten" hineinzuziehen. Er bezeichnete es als notwendig, den professionellen Charakter der Armee zu respektieren. Diese Äußerungen entsprechen einer traditionellen Haltung des chilenischen Offizierskorps gegenüber der Verfassung. Erst im Oktober 1970 war der damalige Oberkommandierende des Heeres, General René Schneider, ermordet worden, weil er sich geweigert hatte, an einer Verschwörung gegen Präsident Allende teilzunehmen.

VDR Jemen stärkt Verteidigungskraft

Bereits wiederholt mußte sich die Volksdemokratische Republik Jemen gegen von saudiarabischem Gebiet aus geführte Bandenüberfälle sowie gegen reaktionäre Wühltätigkeit zur Wehr setzen. „Deshalb war für uns", erläuterte Ali Nasser Mohammed, Ministerpräsident und Verteidigungsminister der VDRJ, „die Schaffung revolutionärer Streitkräfte eine grundlegende Voraussetzung für die nationaldemokratische Umgestaltung. Wir wissen, daß in vielen Entwicklungsländern Errungenschaften durch Militärputsche verlorengegangen sind. So sind wir . . . den prinzipiellen Schritt gegangen, unsere Streitkräfte von reaktionären und auf Stammesinteressen orientierten sowie antirevolutionären Kräften zu säubern. Durch diese Umgestaltung und die ideologische Arbeit erreichten wir, daß z. B. die Soldaten an der Seite der Bauern bei der Verwirklichung der Bodenreformgesetze tätig sind, daß sie unmittelbar an der Realisierung unseres Dreijahres-Wirtschaftsplanes zur Stärkung der Republik mitwirken."

Eine Straße durch die Sahara

Pioniertruppen der algerischen Nationalen Volksarmee paradieren durch Algier. Sie demonstrieren die Einsatzbereitschaft ihrer Technik, mit der sie u. a. wichtige Vorhaben beim Aufbau des Landes unterstützen.



Eines der bedeutendsten Objekte ist der Bau der Transsahara-Straße, die das Land von Norden nach Süden durchziehen wird, um Algerien mit seinen Nachbarstaaten Niger und Mali zu verbinden und außerdem den wirtschaftlichen Aufschluß der erzreichen algerischen Südsahara zu ermöglichen. Am Bau dieser „Straße der Einheit" beteiligen sich auch Hunderte von Jugendlichen des 1968 gebildeten „Nationalen Dienstes". Die zweijährige Dienstzeit in dieser Organisation umfaßt sowohl militärische als auch berufliche Ausbildung. Der „Nationale Dienst" wurde durch Regierungsverordnung eingeführt, um „eine effektivere und vollständige Teilnahme aller Bürger an der Verwirklichung der höchsten Ziele der Revolution zu sichern".

Mobilisierungsreserven

Von rund 10000 auf über 100000 Mann Personalbestand könnten im Mobilisierungsfalle die schwedischen Luft- und Seestreitkräfte verstärkt werden. Bei den Landstreitkräften umfaßt die verfügbare Reserve sogar 600000 Mann, die in 30 Brigaden gegliedert sind. Die Luftstreitkräfte verfügen über 20 Jagdstaffeln mit 400 Flugzeugen, zehn Jagdbomberstaffeln mit 200 Maschinen, hundert Aufklärungsflugzeuge, Transport-, Verbindungs- und Hubschrauberstaffeln. Die Marine hat acht Zerstörer, 32 kleinere Kampfschiffe, 22 U-Boote, zwei Minenleger, fünf Fregatten und etwa 40 Minenräumboote. Die Küstenartillerie umfaßt 20 mobile und 45 ortsfeste Einheiten. Unterstützt werden die schwedischen Streitkräfte durch die über das ganze Land verteilte Heimwehr. Hierzu zählt auch das „Lotta-Korps", in dem 90000 Frauen für den Fernmelde-, Stabs- und Sanitätsdienst vorgesehen sind.

Aus unserem Jahrestagskalender

5. Juli: 10. Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung Algeriens – 11. Juli: Tag der tschechoslowakischen Grenztruppen – 23. Juli: 20. Jahrestag der ägyptischen Revolution – 29. Juli: Tag der Sowjetflotte

Von hinten durch die Küche

Mit Hilfe der NATO beabsichtigt das faschistische Franco-Regime, bis 1980 die spanische Kriegsflotte zu verdoppeln. Es ist der Neubau bzw. der Erwerb von 47 Schiffseinheiten einschließlich moderner Zerstörer vorgesehen. Grundlage dafür sind mit NATO-Staaten abgeschlossene bilaterale Abkommen, die zugleich eine festere Einbeziehung Spaniens in das Kriegspaktsystem ermöglichen sollen.

Typisches NATO-Militärregime

Militärpolizisten findet man in der Türkei heutzutage selbst auf entferntesten Landstraßen. Regierungsamtlich sorgen sie für „Ruhe und Ordnung", denn: „In völliger Übereinstimmung mit der Führung der Streitkräfte" bildete der türkische Regierungschef Nihat Erim sein Kabinett. Bezeichnend für die Situation im Lande ist, daß zur Zeit gegen etwa 1000 Personen Militärgerichtsverfahren geführt werden. Die Türkei unterhält bei einer Gesamtbevölkerung von 35,2 Millionen Streitkräfte in Höhe von insgesamt 477500 Mann. An paramilitärischen Verbänden existieren weiterhin die Gendarmerie mit 20000 Mann sowie die „Nationalgarde" mit ebenfalls 20000 Mann. Die Türkei ist sowohl Mitglied der NATO als auch durch einen gegenseitigen „Beistandspakt" direkt an die USA gebunden.

Aus der Singschule geplaudert

Ich war bisher der Meinung, Marschlieder müßten in der Truppe nach und nach aussterben. Warum? Na, einfach deshalb, weil eine moderne Armee, wie die unsere, sich kaum noch per pedes vorwärtsbewegt.
So dachte ich, bevor sich die mit Messingsymbolen verzierten Tore der „Artur-Becker-Kaserne" für achtzehn Monate hinter meinem Rücken schlossen. Ich hatte mich gründlich getäuscht, denn ich war in einen recht sangesfreudigen Truppenteil geraten. Selbst der Weg zum Speisesaal wird mit einem Lied gewürzt. Für einige Einheiten ist die Strecke allerdings zu kurz. Schon nach den ersten Liedzeilen muß wohl oder übel „Lied aus!" befohlen werden. Das verdirbt häufig die Freude am Singen.

Also wo und wann wird ein Marschlied wirksam? Wenn das Lied des Monats von den Einheiten vorgestellt wird? Nur schnell zur Erklärung: Das Lied des Monats ist ein befohlenes Marschlied, daß die Einheiten in einer bestimmten Zeit zu lernen haben. Es wird dann an einem festgelegten Tag vorgestellt und von den Vorgesetzten bewertet. Dabei scheint mir allerdings ein wenig zu sehr das Muß im Vordergrund zu stehen. Ich kann hier zwar keinen Patentvorschlag anbieten, wie man es besser machen könnte; möglich wäre vielleicht, daß der Jugendverband das Lied des Monats in eigener Regie übernähme. Man sollte darüber einmal nachdenken.
Aber zum Kern der Sache: motorisierte Armee und Marschlied. Vor einigen Wochen wurde unsere Marschkondition getestet. 15 Kilometer fürs erste. Es war ein Marsch der Ehrgeizigen, denn eine Gruppe versuchte die andere im Tempo zu überbieten. Nach 10 Kilometern hatten wir eine Krise. Die Gangart wurde

schleppender, die Kalaschnikow und das Sturmgepäck schienen das Dreifache zu wiegen. Plötzlich hörten wir den Zugführer von vorn rufen: „Ein Lied!" Jetzt ein Lied, wo wir schon ziemlich abgelaufen waren? Zögernd wurde „Gisela" angestimmt. Etwas holprig kam das Lied in Gang. Aber es wurde mit jedem Schritt fester und bestimmter gesungen. Der Gleichschritt wurde exakter und unsere Stimmung besser. Die 15 Kilometer wurden mit guten Zeiten, von einigen jedoch auch mit Blasen, bewältigt. Wir hatten plötzlich Freude und Spaß am Singen. Also unterschätzt mir den Marschgesang nicht! Er hat vieles für sich.

Auf den Fotos seht ihr uns bei der Probe. Zugegeben, es ist keine ganz glückliche Figur, die wir da machen, aber in ein paar Tagen haben wir einige neue Lieder drauf. Schließlich fällt auch ein Marschliedsänger nicht so mir nichts dir nichts vom Himmel. Text und Melodie müssen schon sitzen. Mit dem Text kommen wir schnell zurecht. Die Melodie bereitet schon größere Schwierigkeiten. Einige brummen wie Panzermotoren, andere verfehlen mit erstaunlicher Sicherheit immer den richtigen Ton. Aber diese Ausrutscher verkraften wir schon.

Wenn ich nun hier eine Lanze für das Marschlied breche, so hat das einen ganz bestimmten Grund. Unser Truppenteil wurde dazu auserkoren, während der 14. Arbeiterfestspiele im Bezirk Schwerin einen Tag des Soldatenliedes zu gestalten, sozusagen als Fortsetzung der Soldatenliedparade, die in Güstrow stattfindet. Unser großer Auftritt wird in Goldberg sein. Einerseits macht uns das stolz, andererseits aber auch mächtig zu schaffen. Neben der strammen Ausbildung qualifiziert singen zu lernen, dazu noch die neuesten Marschlieder, das ist schon ein harter Kanten. Da weiß man schon, wie schwer die Musik ist. Fünf Lieder sollen durch uns im Juni an die Öffentlichkeit treten.

Mit diesem Gesangsproblem wurden wir nicht allein gelassen. Eines Tages rollten mehrere Busse in unsere Kaserne. „Profis" – Verzeihung, Genossen des „Erich-Weinert-Ensembles", eilten uns zu Hilfe. Mann, die können singen! Jetzt ging es richtig los. Die „EWE's" nannten das instruktiv-methodischen Einsatz. Egal, wie es heißt, wir hatten viel Spaß dabei. Stimmenpädagoge Stabsfeldwebel Herold schaffte sich mächtig, um uns die richtigen Töne beizubringen. Im Klub klang unser Gesang schon recht gut. Als wir dann beim Marsch die Probe aufs Exempel machten, verzogen sich schmerzhaft die Gesichter unserer „Musiklehrer". Dann mischten sich ein paar von ihnen in unsere Marschkolonne – und siehe da, es klappte.

Das ist aber nur relativ zu betrachten oder besser anzuhören, meinten einige Komponisten, die die Premiere ihrer Marschlieder an Ort und Stelle erleben

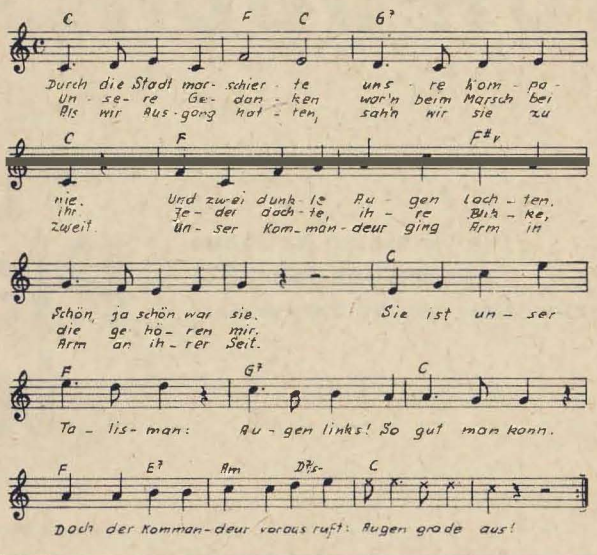
wollten. Darunter Nationalpreisträger Oberstleutnant Kurt Greiner-Pol, Siegfried Mai, Guido Massanetz und Helmut Nier. Bei den Proben der neuen Lieder gab es einige schwer zu singende Passagen. Die wurden unkompliziert und mit schnell gezücktem Komponistenkugelschreiber abgeändert. Prima fand ich auch, daß wir mit den musikalischen Schöpfern der Marschlieder reden konnten.

Soldat Klaus Wulff: „Ich singe gerne. Es macht Spaß."
Stimmenpädagoge Stabsfeldwebel Herold vom „Erich-Weinert-Ensemble" bringt uns die richtigen Töne bei . . .
Und hier sieht man, wie schwer die Musik sein kann . . .
Achtung! Band läuft! Das Ergebnis war anfangs schmerzlich anzuhören . . .

Und sie ließen mit sich reden. Gefreiter Hellmann kritisierte zum Beispiel: „Es gibt einige Lieder, nach denen man kaum marschieren kann. Und dann existiert bei uns auch noch häufig die irrige Meinung: Hauptsache laut singen. Ich glaube, man sollte erst gut und dann laut singen." Kurt Greiner-Pol ergänzte: „Dem Soldaten wird in der Schießausbildung befohlen, wann und wie er zu schießen hat. Das genügt aber noch nicht. Damit er dann auch ins Schwarze trifft, benötigt der Soldat eine innere Einstellung dazu. Genauso ist es mit dem Singen."
„Mit guten Marschliedern ist das so eine Sache. Es ist beinahe leichter, eine Sinfonie zu komponieren, als ein zündendes Marschlied. Ein Fortschritt besteht auf jeden Fall

darin, daß wir den Kontakt zu euch suchen, Anregungen erhalten, wie es mit dem Marschlied weitergehen soll. Das Marschliedangebot zu den diesjährigen Arbeiterfestspielen läßt hoffen . . .", meinte Guido Massanetz. Unteroffizier Hegemann wunderte sich: „Schlagermelodien sitzen gleich. Marschlieder brauchen schon etwas länger, ehe sie im Ohr sind." Siegfried Mai hatte gleich eine Antwort parat, die nicht ganz von der Hand zu weisen ist: „Schlager werden durch Rundfunk und Fernsehen täglich verbreitet. Da prägt sich schnell eine Melodie ein. Soldatenlieder werden einfach noch zu wenig popularisiert. Aber noch etwas zu den heute geprobten Marschliedern. Ich habe draußen, während unserer inoffiziellen Marschliedparade, bemerkt, daß oft noch beim

Augen Geradeaus

Text: Siegfried Berthold, Musik: Kurt Greiner-Pol

Singen gelatscht und nicht marschiert wird. Das Lied soll doch ermuntern und die ganze militärische Einheit straffen. Es soll optimistisch stimmen, Freude machen . . ."
Freude haben wir am Singen. Es ist schön, wenn die Texte an die Liebste zu Hause erinnern, wie zum Beispiel „Gisela", „Monika" oder „Die Sonne lacht". Ich bin Zimmermann von Beruf. Auf dem Bau haben wir oft bei der Arbeit gesungen. Sie ging gleich schneller von der Hand. So denken viele bei uns über das Singen. Unsere Singegruppe hat sich in der näheren Umgebung schon einen Namen gemacht.
Es gibt allerdings auch noch einige Ecken und Haken im Zusammenhang mit dem Marschgesang. Ich will sie nicht verschweigen. Mir fällt es nicht immer leicht, beim Marschieren die Klappe zu halten. Andere wollen noch schnell die Neuigkeiten vom letzten Ausgang loswerden. Mit Recht reagieren darauf die Vorgesetzten verdrießlich. Wer schon mal die Uniform anhatte, weiß, wie schwer es ist, diszipliniert zu marschieren. Aber es geht, wenn man sich nur ein wenig zusammennimmt. Was ist denn schon eine militärische Einheit wert, die aus Plaudertaschen besteht? Was mir nun aber gar nicht gefällt, ist, daß in solch einem Falle das Marschlied als drohender Zeigefinger herhalten muß.
Das geschieht dann so: Entsteht in der Marschordnung Unruhe, wird postwendend von einigen Vorgesetzten befohlen: „Ein Lied!"
Ich möchte das nicht weiter erläutern, sondern dazu nur eine alte Volksweisheit zitieren:
„Marschieren und lustig sein,
das laß ich gelten,
doch darf kein Feldwebel
fluchen und schelten.
Das Allervergnüglichste wird zum Verdruß,
steht auf der Fahne das grämliche Muß."

Soldat Klaus Wolf

VON BÜCHERBORD und Plattenteller

Die Vereinten Nationen haben das Jahr 1972 zum Jahr des Buches erklärt

Der Kern der Frage

140 Jahre ist das Wasser die Ilm hinuntergeflossen seit Goethe in Weimar mit den Worten verschied: „Es werde Licht!" Geboren aber ward er am Main, in Frankfurt.

Beide Goethe-Städte sind heute auch Städte des Buches. In Frankfurt treffen sich im Herbst alljährlich Dutzende Verlage und bieten unter einem riesigen Hallendach Tausende von alten und neuen Titeln an. Auch des Geheimrats Werke sind darunter. Aber was für Nachbarschaft ist dabei . . .

Wieder ist nach eigenen Prospekten dem K. W. Schütz-Verlag die Stadt am Main eine Messe wert. Sein Starautor heißt Erich Kern, und der hat zahlreiche dick- und dünnleibige Bücher zur Geschichte der letzten fünfzig Jahre verfaßt. Ein 540seitiges trägt den Titel: „Von Versailles nach Nürnberg. Der Opfergang des deutschen Volkes." Und die Empfehlung spricht von einer „unbestechlichen objektiven" Schilderung. Die aber besteht darin, daß die meisten der in Nürnberg gehenkten Kriegsverbrecher zu ihren Untaten kamen wie die Jungfrau zum Kind: Erstens hätten sie von allem nichts gewußt, und zweitens waren die anderen dran schuld.

„Adolf Hitler und das Dritte Reich/Der Staatsmann", nennt Erich Kern eines seiner anderen Bücher. Und die Werbung des Schütz-Verlages lobt: „Erich Kern rückt die Wahrheit in den Vordergrund." Ein fast Goethesches Arbeitsprinzip. Goethe hatte ja eins seiner Werke „Dichtung und Wahrheit" genannt. Aber im Hinblick auf die zielstrebig vorbereitete faschistische Aggression gegen Polen, die Tschechoslowakei, die Sowjetunion, gegen England und Frankreich und all die anderen Völker ist die Kernsche Wahrheit z. B. Hitlers „Hineinschlittern in den ungewollten Krieg". Doch siehe da, bei Kern findet sich zu der (Un-)Wahrheit auch die Dichtung mit dem Novellenband von Erich Kern: „Der Sieg des Soldaten." Und die Schütz-Verlag-Lobpreisung dazu: „Der kämpferische Mann im Vordergrund des Geschehens, der sich dem Schicksal stellt und sich bewährt."

Das ist nun aber wirklich fast Goethesches Plagiat. Der schrieb doch: „Am Anfang war die Tat." Und: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß."

Aber die Kernsche Dichtung offenbart den Geist, wie er täglich in Zeitschriften Kernschen Geistes dort drüben schwarz auf weiß erscheint. Etwa in der „Neuen Feuerwehr" mit einem Bericht über die ersten Stunden des Überfalls auf die Sowjetunion: „So funkt der VB*, daß die Infanterie überall ohne nennenswerten Widerstand die befohlenen Zielräume erreicht hat. Die Überraschung ist also vollkommen gelungen. Wenn das so weitergeht, sind wir in einigen Wochen in Moskau!"

Und Kern steht im Kern mit der Bundeswehrführung auf einer Linie. Denn diese erbaut zusammen mit den Soldatenverbänden in Koblenz ein „Ehren-

* Vorgeschobener Beobachter

mal des Heeres". Und eine Inschrift soll lauten: „Ehre dem Andenken der über 5 Millionen Gefallenen des Heeres, die in zwei Weltkriegen für Deutschland starben."
Für Deutschland?
„Sie drehen herauf, herab und herum, ihre Bürger an der Nase herum." Oder ein zweites Mal frei mit Goethen: „Kern, uns graut vor dir."
Aber das stimmt nun auch wieder nicht. Denn wenn sich auch der Gast mit Grausen wendet und aus der einen in die andere Goethestadt fährt und dort fragt, ob es hier auch jene aggressive, antihumanistische Literatur gäbe, wird ihm bereits das zehnjährige Schulkind antworten: „Sie sind wohl von Gestern! Doch nicht in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat!" Und das gehört auch zum Kern der Wahrheit über den Unterschied zwischen hüben und drüben.

Heinrich Heines Besuch in Bayern

Herrn Heine trieb's aus seinem Grab,
weil er sich erinnert indessen,
als er das „Wintermärchen" schrieb,
da hatte er Bayern vergessen!

Er nahm den Hut und seinen Stock,
und als er nach München so schlendert,
da scheint ihm, nach dem was er sieht:
Es hat sich so manches verändert!

Doch dann hört er Franz-Josef Strauß
und sein Geschrei gegen den Frieden.
Da fragt er sich: Wie kann das sein?
Warum wird der Kerl nicht gemieden?

Doch plötzlich wird es ihm bewußt:
Das gab's ja auch zu meinen Zeiten!
Ein Schreier wird dazu gebraucht,
daß er verdeckt die ander'n Pleiten!

Und Heine sieht bewußt sich um,
entdeckt die Rüstung in Betrieben
und denkt: Da ist doch der Verstand
vor hundert Jahren stehengeblieben!

Vor hundert Jahren – weiß er noch –
gab's Schulen mit nur einem Zimmer,
Einklassenschulen waren das, –
auch solche gibt es hier noch immer.

Für Bildung bleibt sehr wenig Geld,
denn zuviel steckt in Wehr und Waffen.
Und wenn die Landsmannschaft marschiert,
steh'n viele Bayern 'rum und gaffen!

Und Heine denkt: Was wollen die?
Das kann sie einen Krieg doch kosten!
Sie schrei'n von einem Ostlandritt –
Napoleon zog auch nach Osten!!

Und zeigt im Lande jemand Mut,
und hebt er sich so aus der Masse,
dann unterdrückt den neuen Geist
mit Knüppeln die herrschende Klasse!

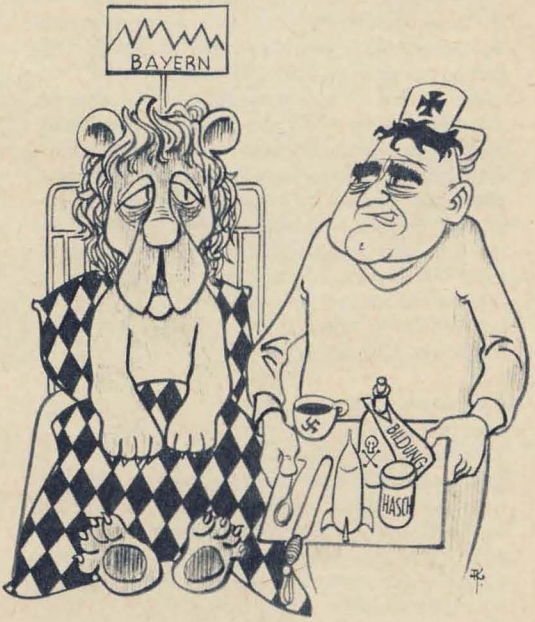
Und Heine sieht, was sie vollbracht;
entdeckt die Dividendenquellen –
sieht vorne Licht – und hinten Dreck –
und Prominente in Bordellen.

Der Dichter sieht die Rauschgiftsucht,
die Gammler und die Jesus-Jugend
und eine ausgeraubte Bank –
und findet letztlich wenig Tugend.

So mancher Eindruck ist ihm neu.
Doch er durchschaut: Das allermeiste
ist äußerlich. In Bayern wird heut'
noch regiert im alten Geiste!

Mit Grausen wendet Heine sich
und denkt: Das Land ist voll von Geiern!
Wann, Arbeitsmann, besinnst Du Dich,
machst durch das Ganze einen Strich,
damit es anders wird in Bayern?

Heinz Lauckner



„Heil"mittel aus der Straußschen Löwenapotheke

Partnerships-melodies

Auf gut deutsch: Partnerschafts-Melodien. Sie würden eine Langspielplatte füllen. Und es wäre eine Neuauflage alter Melodien, die da drüben heut' wieder gern gesungen, ja zu wahren Hits hochgespielt werden.

Der „So-Kü", das heißt die Koblenzer Bundeswehrzeitung „Soldatenkurier", hat ein Loblied darauf gesungen. Sie berichtete in hohen Tönen vom Besuch einer Gruppe „Fernspäher" aus Texas bei einer Bundeswehr-Fernspäherkompanie. Stimmungsvoll heißt es über das gemeinsame Feldbiwak: „Gesänge erschallen vom Ufer, genau von der Stelle, wo die Flaggen beider Nationen gehißt sind. Irgendeiner hat ‚When the Saints go marching in' angestimmt und alles singt begeistert mit."

„Wenn die Heiligen einmarschieren", heißt's auf deutsch. Was aber mögen das für „Heilige" sein, die da ins Feldbiwak marschiert sind? Die LP 07-03 NE, genauer gesagt der Geheimplan 07-03 NE der NATO, gibt uns Antwort. Danach sollen die „Fernspäher" vor allem im Hinterland des Gegners Kernminen und chemische Bomben legen. Auch in Wohngebieten! Mit Giften und Bakterien soll das Trinkwasser verseucht werden. Ein giftiger, das heißt aggressiver und völkerrechtswidriger Plan also. 102 Einsatzplätze in 23 Ländern Europas sind in ihm enthalten. Ein Plan für eine neue Vietnamaggression also – „nur" in weit größerem Ausmaß.

Und eben aus Vietnam könnten die „Heiligen" aus Texas für Partnerships-melodies noch einen sehr deutlichen Song beisteuern, der bereits in viele Platten gepreßt wurde: „50 Mann und ein Befehl . . ." Eine Lobpreisung der Landsknechte der westlichen Welt, ein Lobgesang auf den bedingungslosen Gehorsam imperialistischer Mörder.

Aber auch die Bundeswehr selbst kann die Partnerships-melodies mit so manchem Titel vervollständigen. Auf allereinfachste Weise übrigens. Denn ein Bundeswehr-Orchester hat sie schon produziert. Mit Chor! Und das klingt dann so:

„Das schönste Land der Welt
ist mein Tiroler Land
mit seinen Bergeshöh'n."
. . .
„Wenn wir schau'n
über den Zaun
ins schöne Land Tirol."

Tirol aber – mit einer deutschsprachigen Minderheit – gehört zu Italien. Und wie gewiß erinnerlich, haben Terroristen aus Western-Germany wiederholt mit Sprengstoffanschlägen revanchistische Ansprüche auf „ihr" schönes Land Tirol geltend zu machen versucht.

Und dann braucht auf die Partnerships-melodies-LP auch nur das vielgesungene Lied vom Märkerland übernommen zu werden: „Märkische Heide, märkischer Sand, sind des Märkers Freude, sind sein Heimatland." Welche „Sympathie" aus den kernigen Kehlen der Bundeswehrmänner für unser Brandenburg und Potsdam und Bernau! Es ist jene „Sympathie", die da in offiziellen Reden der Regierenden heißt: „Wir gehören doch alle zusammen" und „Schafft bessere innerdeutsche Beziehungen". Der Kehrreim indes lautet immer wieder: „Die DDR darf nicht international anerkannt werden."

Und fehlen darf auf dieser LP nicht jenes vielgesungene Lied: „Kehr ich bald zur Heimat wieder, früh am Morgen, wenn die Sonn' aufgeht."

Kehrt dieser „Er" etwa bald von einer Urlaubsreise nach Italien ins Rheinland zurück?

Dreimal kurz gelacht!

Heißt es doch im weiteren Text: „Mein Schlesierland, mein Heimatland, wir seh'n uns wieder, mein Schlesierland, wir seh'n uns wieder am Oderstrand."

Die Bundeswehrsänger haben zwar das polnische Slask nie gesehen, aber sie besingen es als ihre Heimat. Der Revanchismus blüht heute in den Liedern der Bundeswehr wie vor zehn Jahren . . .

Zugegeben: Das klingt alles noch durch die Blume gesungen, nicht so offen und unmißverständlich wie jenes „50 Mann und ein Befehl". Und auch nicht so eindeutig wie die faschistische Wehrmacht beim Überfall auf die Sowjetunion sang: „Ziehen wir weit in das russische Land."

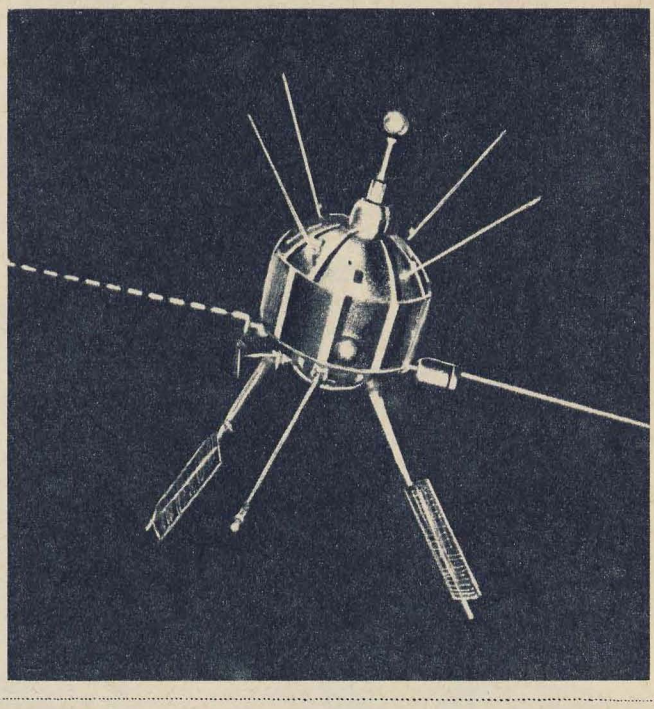
Und ein Jahr vor der Aggression schmetterte es: „Ob's stürmt oder schneit, ob die Sonne uns lacht, der Tag glühend heiß oder eiskalt die Nacht, dem Morgenrot entgegen, es braust unser Panzer im Sturmschritt voraus."

Mit „Dem Morgenrot entgegen" besang die Wehrmacht nicht etwa den Aufbruch der unterdrückten Arbeiterklasse in eine befreite Zukunft. Gemeint war vielmehr: „Dem Osten entgegen." Und dieses erste „Rußlandlied" singt die Bundeswehr heute mit der gleichen Inbrunst wie einst Hitlers Truppen. Musikalischer Ausdruck jener Strategie, die nach Franz-Josef Strauß lautet: „Es gibt heute nur einen Fall der militärischen Vorbereitung und Planung, und das ist der Fall ‚Rot'."

Von der politischen Schaubühne herab vernimmt man heute mitunter leisere Töne. Da klingt das noch etwas verschlüsselt. Da wird noch mehr geschmuggelt als offen offeriert. Aber die Herren Schmidt (Bonn) und Laird (Washington) verstehen sich schon. Sie dienen dem gleichen System, und sie wissen genau, weshalb sie ihre beide Armeen für die besten Partner halten. Und deshalb könnte man die Partnerships-melodies-LP noch mit folgendem Schlager bespielen:

**„Du und ich, wir passen gut zusammen,
du und ich und ich und du."**

Ariel (Großbritannien)

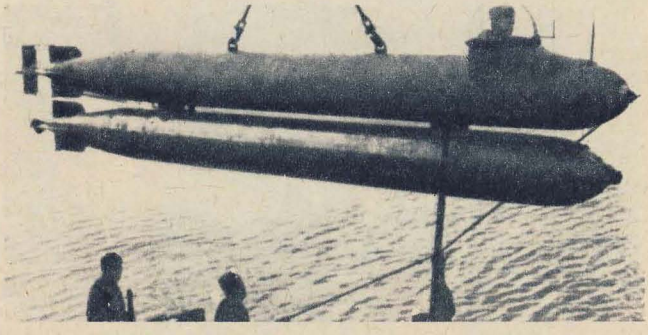


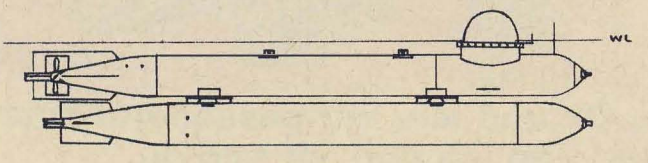
Technische Daten:

Verwendung	Meßsatelliten
Körperdurchmesser	0,58 m
Körperhöhe	0,54 m
Umlaufmasse	88 . . . 133 kg
Bahndaten (abgerundete Durchschnittswerte)	
Bahnneigung	51 . . . 54° (80 . . . 83°)
Umlaufzeit	100 min (98 min)
Perigäum	285 . . . 390 km (500 km)
Apogäum	1200 . . . 1350 km (600 km)
erster Start	28. 4. 1962
bisher gestartet	4 (Stand Mai 72)

Die Aufgabenstellung der Satelliten dieser Serie besteht im wesentlichen in der Erforschung der Ionosphäre, in Strahlungsmessungen und Untersuchungen von Elektronendichte und -temperatur. Diesen Aufgaben entspricht die Ausrüstung, die in den einzelnen Satelliten unterschiedlich ist. Während die Bahnen von Ariel 1 und 2 ähnlich waren, beschrieben Ariel 3 und 4 völlig andere Bahnen (Angaben in Klammern).

Bemannter Trägertorpedo Typ „Neger"/1944 (Deutschland)



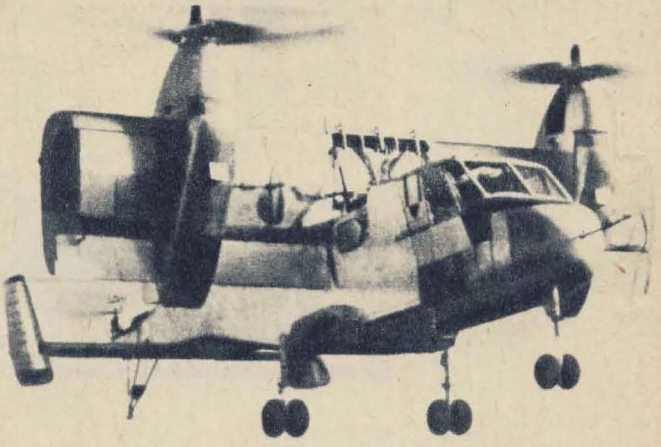


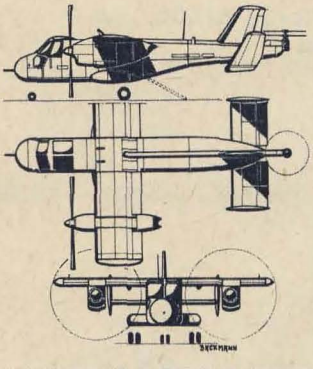
Taktisch-technische Daten:

Länge	7000 mm
Durchmesser	1533 mm
Antrieb	Elektromotoren
Geschwindigkeit	3,2 kn (5,8 km/h)
Laufstrecke	30 sm (55 km)
Besatzung	1 Mann

Der „Einmann-Torpedo" zählte zu den maritimen Kleinkampfmitteln des zweiten Weltkrieges. Er wurde kurz vor dem Ziel von seinem Steuermann verlassen, der häufig nicht mehr gerettet werden konnte. Die faschistische deutsche Seekriegsführung erhoffte sich mit dem Einsatz dieser Waffe größere Erfolge und opferte mit den aus Freiwilligen bestehenden Torpedofahrern viele Matrosen ihren aggressiven Zielen.

Canadair CL 84 „Dynavert" (Kanada)





Taktisch-technische Daten:

Spannweite	10,16 m
Länge	13,88 m
Höhe	4,60 m
Startmasse	6668 kg
Reichweite	680 km
Höchstgeschwindigkeit	532 km/h
Marschgeschwindigkeit	370 km/h
Nutzlast	12 Mann
Besatzung	2 Mann

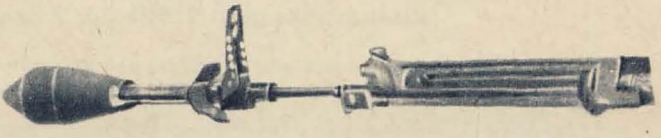
Das Kippflügelflugzeug „Dynavert" hat in der Flugerprobung eine gewisse Vielseitigkeit unter Beweis gestellt. Mit der Konstruktion wurde ein interessanter Weg für den Bau von Erdkampf- sowie Hilfs- und Rettungsflugzeugen aufgezeigt. Die militärische Zukunft der Maschine bleibt abzuwarten.

Gewehr FN (Belgien)

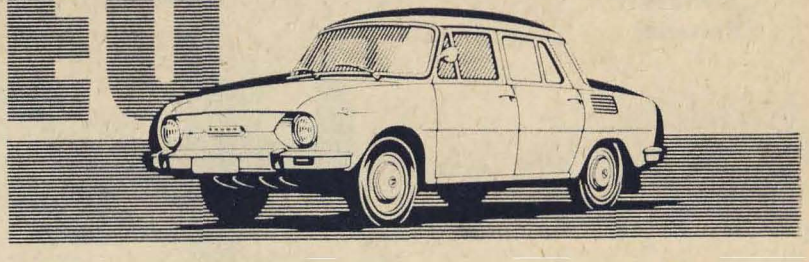
Taktisch-technische Daten:

Kaliber	7,62 mm
Masse ohne Magazin	4,5 kg
Länge der Waffe mit Mündungsfeuerdämpfer	1133 mm
Anfangsgeschwindigkeit	840 m/s
Feuergeschwindigk. (theoretisch)	700 Schuß/min
Visierschußweite	600 m
Max. Schußweite	4000 m
Magazinfassungsvermögen	20 Patronen
Patrone	7,62 mm × 51 (NATO)
Patronengewicht	24,4 g

Das von der belgischen Waffenfirma Fabrique Nationale entwickelte Gewehr ist ein Gasdrucklader mit Kippriegelverschluß. Ein beiklappbares Zweibein erhöht durch die sichere Auflage die Treffgenauigkeit. Mit der Waffe kann Einzelfeuer und in kurzen Feuerstößen geschossen werden. Mit einem Zusatzgerät können auch Gewehrgranaten abgefeuert warden. Bei Verwendung als Scharfschützengewehr wird der Verschlußdeckel gegen einen solchen mit Zielfernrohr ersetzt.



NEU



Auslosung von 12 PKW Skoda oder je 20000,– M in der Sächsischen Landeslotterie

Der Gewinnplan bietet

90076 Gewinne auf 200000 Lose

u. a. Gewinne zu 500000,– 250000,– 100000,– 50000,– 25000,– 15000,– 10000,– 5000,– 3000,– Mark
und viele weitere

Jede Woche Ziehung

Höchstgewinn 1 Million Mark

Das gibt es nur in der Sächsischen Landeslotterie

Kundendienst:
Zusendung der Gewinnliste · Schriftliche Gewinnmitteilung · Gewinnzustellung ins Haus

Ziehungsbeginn 1. Klasse 7. Juli 1972

Bitte Bestellschein ausfüllen, ausschneiden und einsenden an
Lotterie-Zentralversand, 701 Leipzig, Postfach

BESTELLSCHEIN

Senden Sie mir folgende Losanteile:

____ $^1/_8$ **Los zu 4,– M** ____ $^1/_2$ ($^4/_8$) **Los zu 16,– M**

____ $^1/_4$ ($^2/_8$) **Los zu 8,– M** ____ $^1/_1$ ($^8/_8$) **Los zu 32,– M**

Nach Erhalt der Lose zahle ich _____ Mark (zuzüglich 0,30 M für Porto und Gewinnliste) rechtzeitig vor der Ziehung ein.

NAME, VORNAME _____

POSTLEITZAHL WOHNORT _____

STRASSE UND HAUSNUMMER _____

Bitte deutlich schreiben (möglichst in Blockschrift)

DIENSTGRADABZEICHEN VIETNAMESISCHE VOLKSARMEE

Soldaten und Unteroffiziere

Kleine Schulterklappen der Seestreitkräfte

Schulterklappen

Kragenspiegel

Matrose

Gefreiter (entspr. Obermatrose)

Unteroffizier (entspr. Maat)

Feldwebel (entspr. Meister)

Oberfeldwebel (entspr. Obermeister)

Offiziersschüler

Soldat

Gefreiter (Luftstreitkr./ Luftvert.)

Unteroffizier (Artillerie)

Feldwebel (Seestreitkr.) (Kfz.-Truppen)

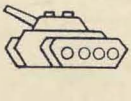
Oberfeldwebel

Offiziersschüler (Panzertruppen)

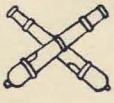
Fähnrich

Fähnrich (Seestreitkr.)

Waffengattungsabzeichen auf den Kragenspiegeln



Panzertruppen



Artillerie

Techn. Dienste Pioniertruppen

Nachrichtentruppen

Kfz.-Truppen

Artillerietechn. Dienste

Chemische Dienste

Medizinische Dienste

Schulterklappen werden nur auf der Ausgangs- und Paradeuniform getragen. Zur Dienstuniform gehören lediglich Kragenspiegel bzw. die „kleinen Schulterklappen" der Seestreitkräfte in Form quer zur Schulter liegender Stoffstreifen.

Putsche AM PINCHINCHA

Gerhard Desombre

Ekuador war mit seiner für koloniale und halbkoloniale Länder typischen Monokultur nahezu ein halbes Jahrhundert lang eine klassische Bananenrepublik. Noch immer ist es mit 1,3 Millionen Tonnen Ausfuhr das bedeutendste Bananenexportland der Welt – obwohl jährlich rund 400000 t den Preismanipulationen auf dem kapitalistischen Weltmarkt zum Opfer fallen und umkommen.

Noch immer finden in Ekuador regelmäßige Präsidentenstürze statt – wenn auch nicht ganz so häufig wie etwa in Bolivien. Doch dafür hält Ekuador einen anderen Rekord: Es hatte den am häufigsten gestürzten Präsidenten Lateinamerikas. Im Februar verjagten die Chefs der Streitkräfte zum vierten Male den gleichen Präsidenten, José Maria Velasco Ibarra. Einen Mann, der von sich selbst sagte: „Gebt mir einen Balkon, und ich werde Präsident!" Immerhin war es ihm gelungen, außer den vier gewaltsam abgebrochenen auch eine Amtszeit ohne Sturz hinter sich zu bringen.

Sicher war es ein Zufall, doch mit Symbolwert für den 78jährigen Velasco, daß General Rodriguez Lara seine Truppen gerade in der Aschermittwochnacht durch die verwinkelten, extrem steilen Gassen des alten kolonialen Viertels von Quito zum Präsidentschaftspalast marschieren ließ. Die kleine, saubere und freundliche Hauptstadt des Landes am Äquator schlief die Anstrengungen des Karnevals aus, als in dem niedrigen, unscheinbaren Präsidentschaftsgebäude an den Bergflanken des mächtigen Doppelvulkans Pinchincha neue Männer die Macht übernahmen. Velasco Ibarra war in der Hafenstadt Guayaquil festgenommen und nach Panama abgeschoben worden.

Es muß dem alten Herrn nicht leicht gefallen sein, Quito Lebewohl zu sagen. Denn wie man sagt – und wie auch mir schien –, ist Quito die schönste Hauptstadt des Andengebietes. Das zeigt sich besonders am frühen Morgen, wenn die aufgehende Sonne die weit hinauf mit Eukalyptuswäldern bedeckten Hänge des Pinchincha in feuchtfrisches Goldgrün taucht. Die gezackten Kraterränder sind zur Morgenstunde selten mit Wolken umhüllt; und auch die anderen Vulkane in der Umgebung der Stadt zeigen sich in beeindruckender, wenn auch etwas unheimlicher Schönheit: Der wie eine flache Hochebene wirkende und trotzdem sofort auf eigenartige Weise als Vulkan erkennbare „Altar" und der schneebedeckte Kegel des „Cotopaxi" – mit 5896 Metern der höchste Vulkan der Welt. Obwohl direkt am nördlichen Stadtrand von Quito die „Mitad del Mundo" – die Mitte der Welt –, wie man den Äquator hier nennt, vorüber führt (Bild unten), lastet über der Stadt kein tropischer Brodem. Sie liegt ja 2800 Meter über dem Meeresspiegel, und das stellt für das Andengebiet fast so etwas wie ein klimatisches Ideal dar. Dagegen sind die im Durchschnitt 1000 bis 1500 Meter höher gelegenen Gebirgsortschaften Perus und Boliviens für den nichtakklimatisierten Besucher nur schwer zu ertragen.

Daß der viermal gestürzte Präsident zum sechstenmal in das so herrlich gelegene Palais unter dem Pinchincha zurückkehrt, scheint ausgeschlossen. Zwar waren die 19 Militärregierungen, die rund 50 Jahre der 142jährigen Geschichte des Staates Ekuador geschrieben haben, stets Offiziersgruppen der Feudalherren und der Oligarchie gewesen, und bisher hat auch das 20. Militärregime noch keine gesellschaftliche Umwälzung hervorgerufen. Dennoch ist auch in Ekuador das Zeitalter der klassischen Volksbetrüger in der nachkolonialen Periode vorbei.

Dafür gibt es zahlreiche Gründe: Das schnell wachsende 6,3-Millionen-Volk der Ekuadorianer läßt sich trotz des niedrigen Bildungsstandes (etwa 36 Prozent Analphabeten und über 50 Prozent mit unzureichender Schulbildung) nicht mehr wie früher mit pseudopatriotischen Balkonreden, Kirchenfesten und Alkohol regieren. Die soziale Unruhe, die Lateinamerika erfaßt hat, wirkt auch in Ekuador. Die rund 88000 Huasipungeros (Tagelöhner), die als Arbeitssklaven auf den Latifundien des Hochlandes schuf-

ten, stellen zwar auf Grund ihres meist niedrigen ideologischen Niveaus und ihrer weiträumigen Verteilung über Hunderte von Kilometern nur eine schwache politische Kraft dar; doch die Arbeiter der sich als unübersehbares grünes Meer im Küstentiefland hinziehenden Bananenplantagen schauen bereits fasziniert auf den Kampf ihrer chilenischen Klassenbrüder.

Eine ganz neue, beachtenswerte Erscheinung im wirtschaftlichen und sozialen Leben Ekuadors ist die enorm aufstrebende Erdölindustrie mit ihrer qualifizierten Arbeiterschaft. Mit der Erschließung seiner erst in den letzten Jahren entdeckten und auf rund drei Milliarden Tonnen geschätzten Erdölvorkommen hofft das kleinste der Andenländer, in die Reihe der großen Ölexportländer einzutreten und Anschluß an das industrielle Zeitalter zu erlangen.

Allerdings ist das Erdöl von den bisherigen Politikern der Oligarchie völlig in die Hände der großen nordamerikanischen Monopole gegeben worden; und es ist zu erwarten, daß der Kampf um diesen nationalen Reichtum die politischen Auseinandersetzungen der nächsten Zeit bestimmen wird. Öl war wohl auch der Treibstoff für den Februarputsch am Pinchincha gewesen. Und der Wert jeder ekuadorianischen Regierung wird künftig u. a. an der praktischen Beantwortung der Frage gemessen werden: Verschwinden die Einnahmen Ekuadors aus dem Erdölexport weiterhin in den bodenlosen Taschen der Ausbeuter oder helfen sie, das Leben des Volkes zu verbessern?

„Ich pflanze einen Baum, Señor", sagte ein alter Indianer zu mir, der unweit des Cotopaxi auf einem Feld seines „Patrons" die Strohhütte seiner Familie aufgestellt hatte. Seine Kinder, in zerfetzte Lumpen gehüllt, lugten vorsichtig um die Ecke. Wie junge Füchse zogen sie sich bei der Annäherung des Fremden in das dunkle Innere ihrer Behausung zurück. Ihr Vater aber, ein Huasipungero, pflanzte allein und an einer einsamen, kahlen Stelle einen Baum. Und ein Mensch, der dort einen Baum pflanzt, so heißt es, der hat Hoffnung.

Die Entbindung

Fortsetzung von Seite 68

gegen, rief in die zum Trichter geformten Hände: „Halt! Wer da?!"
Im Wachgebäude empfing man Petschkur wortlos. Prokopenko legte mit schuldbewußter Miene den Hörer auf die Gabel. Panow schlief. Er brauchte nicht zu fragen – Neuigkeiten gab es sowieso nicht.
Mitternacht. Verschlafen und matt tickte die Uhr an der Wand, die Fensterscheibe klirrte, draußen rauschten noch immer die Kiefern. Petschkur konnte lange nicht einschlafen. Er wälzte sich auf seiner Pritsche hin und her, horchte hinaus nach dem Sturm und grübelte. Er wähnte auf eine Sekunde in unruhigen Schlummer gefallen zu sein und träumte von Glascha, die ihm einen Jackenknopf annähte und gebot: „Jurotschka, halt still!" Dann beugte sie sich nieder, biß mit ihren scharfen Zähnen den Faden ab und flüsterte ihm ins Ohr: „Fang mich, kriegst mich doch nicht!" Und schon sprang sie fort, lachte übermütig. Ihre Zähne blitzten in dem erröteten Gesicht. Plötzlich aber setzte sie sich und sagte: „Jurotschkaaa, ich ste-he-herbe!"
Petschkur sprang auf, schüttelte heftig den Kopf, rieb sich die Augen. Erkannte auf der Schwelle den Soldaten Grigorjanz aus seiner Kompanie. Der war Läufer vom Diensthabenden der Einheit. Er zog sein Käppi, knallte es auf einen Hocker, klopfte sich den Schnee ab und trat auf Petschkur zu mit den Worten:
„Und der Papa schläft und weiß von nichts, hm? Du bist schon Vater, Mann!"
Petschkurs bebende Lippen verzogen sich zu einem kläglichen Lächeln. Jetzt erst sah er, daß die Zeiger der Wanduhr bereits auf die Vier zueilten.
„Versteh doch, Vater bist du! Glascha ist niedergekommen."
„Was ist es denn?" fragten Panow und Prokopenko. „Ein Töchterchen von vier Kilo! Mann, prima!"
Alle drei packten Petschkur und wollten ihn hochwerfen, aber der klammerte sich an Grigorjanz, fragte:
„Gurgen, woher weißt du das?"
„Wieso woher? Hab am Telefon gesessen. Solange du hier penntest. Der Diensthabende hat auch angerufen. Die Hebamme hat schon gefragt: ‚Wieviel Väter seid ihr denn dort?' Und dann bin ich gleich hierher. So! Nimmst du mich auf als Gevatter und Paten?"
Wieder fand Petschkur keinen Schlaf, aber nun vor lauter Glück. Er überlegte erneut, wie das Töchterchen wohl heißen solle, versuchte sich vorzustellen, wie es aussah, aber immer schwebte ihm Glaschas Gesicht vor. Und dann dachte er an seine Kameraden; an den langen, polterigen Grigorjanz, der trotz Schneetreiben zu ihm geeilt war, um die frohe Botschaft zu überbringen.
Als sie in die Einheit zurückkehrten, trieben die Kameraden allerhand Scherze mit Petschkur, den sie auf einmal ehrfurchtsvoll „Juri Iwanowitsch" oder „Papachen" nannten. Sie rieten ihm, sich einen Schnurrbart wachsen zu lassen und einen Rauschebart, damit er ein solides und ehrwürdiges Aussehen bekäme, immerhin sei er ja nun Vater. Stumm hörte Petschkur zu und lächelte nachsichtig, sein Glück nicht verhehlend. Immerhin geht es doch im Leben ganz schön erstaunlich zu. Sie waren zwei junge Menschen gewesen – er und Glascha – und nun auf einmal waren sie drei.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

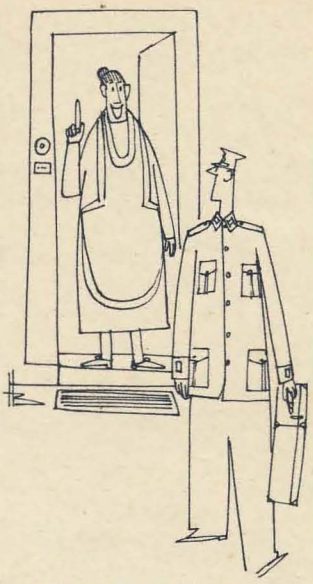
Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158. Postschließfach 7986, Telefon 530761 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– Mark · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 226715, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: Interdruck, Leipzig III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler
Redaktionsschluß dieses Heftes: 8. 3. 1972

Fotos: Gebauer (15), Titel, S. 25, 41, 48, 49, 54, 55, 56, 57, 92, 93; Uhlenhut (39), Rücktitel, S. 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 24, 31, 38, 40, 41, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 78, 79, 80, 81; Geb./Uhlenhut (6), S. 4, 5, 7; Bersch (1), S. 6; Klöppel (1), S. 7; MBD (1), S. 9; Archiv (16), S. 8, 25, 26, 36, 37, 39, 41, 86, 87; Bernhardt (1), S. 25; Hober (1), S. 27; ZB/Schulz (1), S. 33; ZB/Reuter (1), S. 32, ZB (1), S. 35; DEFA (2), S. 39; Fischer (1), S. 39; Pawelec (1), S. 40; DEFA (2), S. 41; Stolpmann (1), S. 41; Nowosti (2), S. 42; Szabóky (1), S. 59; Billhardt (3), S. 70, 71, 72, 73; ZB (4), S. 76, 77; Desombre (2), S. 90, 91.

Sachen gibts...

meint Henry Büttner

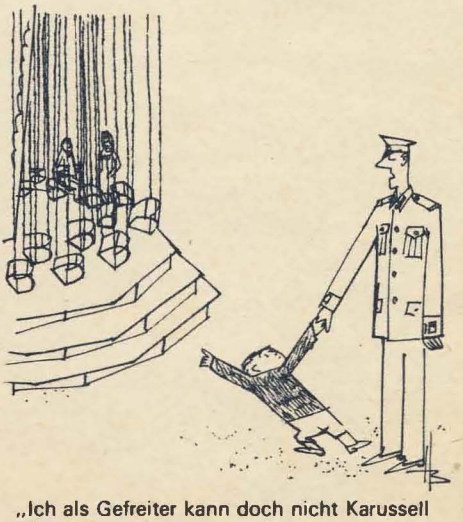
„. . . und die Blüte an unserem neuen Kaktus ist schon so groß!"



„Und für jeden Orden den du bekommst, schenkt dir Oma eine Mark!"

„Mit so einem würde ich mich nicht aufs Wasser wagen!"

„Immer feste, dann fällt es dir bei den Soldaten nicht so schwer!"



„Ich als Gefreiter kann doch nicht Karussell fahren!"

ARMEE
Rundschau
31 036